Zeitschrift für metapsychische Forschung

Heftfolge: Die unsichtbare Wirklichkeit

Die Ziele: Förderung der Forschung auf metapsychischem und angeschlossenen Gebieten, Aufklärung unter objektiver Kritik unserer Erkenntnis, Kampf gegen das Ausbeutertum, Abwehr gegnerischer Angriffe, Diätetik der Seele, Pflege einer spiritualistischen (idealistischen) Weltanschauung.

Herausgegeben von Prof. Dr. Christoph Schröder, Berlin-Lichterfelde-Ost, Wilhelmplatz 7 / Die „Z.mp.F." erscheint dreimonatlich in jährlich vier Heften.

10. Jahrgang Berlin, den 30. Mai 1939 2. Heft



Athener Bildtelegramm



und der Berliner Empfang

(siehe Textseite 53).

Aus dem Inhalt:

Inhalt:

Der Beachtung empfohlen!

Das dritte, ebenfalls 3-bogige Jahresheft der Z.mp.F. wird im August erscheinen.

Wir bitten sehr, mit uns um die weitere Erhaltung und Verbreitung der Z.mp.F. durch Werbung neuer Bezieher und durch Mitarbeit an ihr besorgt zu sein.

Zeitschrift für metapsychische Forschung

Heftfolge: Die unsichtbare Wirklichkeit

10. Jahrgang Berlin, den 30. Mai 1939 2. Heft

Vorschauung und das Zeitproblem.

Nach H. F. Saltmarsh, London.
Kritischer Schlußteil des Herausgebers.
(Mit 3 Abbildungen).

Im letzterschienenen Hefte der Z. mp. F. habe ich nach Saltmarsh die drei Theorien wiedergegeben, welche das Phänomen der Vorschau innerhalb der schulwissenschaftlichen Auffassungen metaphysisch verständlich machen sollen; zuzüglich der 4. dem Grunde nach metapsychischen Theorie du Prel's.

I. war die Dunn'sche Theorie, bei welcher die Zeit grundsätzlich als raumdimensional betrachtet, eine unendliche Reihe in Aufeinanderfolge verschiedener Zeiten aus dem Erlebensbereich der jeweiligen „Beobachter" einer ruhend angenommenen materiellen Welt gefordert, die normale Erfahrung gleichstimmiger Zeit bei den verschiedenen Individuen oder Individualebenen auf den übereinstimmenden Aufmerksamkeitsinhalt zurückgeführt und die Vorschaumöglichkeit daraus erklärt wurde, daß ein späterer Beobachter (evtl. eine andere z. B. während des Schlafes mächtige „Ebene") derselben Individualpsyche die ältere, raumdimensional gewordene Zeit in ungezwungener Aufmerksamkeit zu überblicken vermöchte.

Zu dieser sicher geistreichen Theorie hat Saltmarsh bereits eine ablehnende Kritik gegeben, welche die Einwände allerdings nicht erschöpfen



Abbildung 1: a) Athener Sendung vom 26. 3. 31. (Original aus schwarzer Pappe ausgeschnitten, verkleinerte Wiedergabe nach dem Briefe des Herrn Dr. A. Tanagra vom 26. 3. 39.) b) Pause der originalen Aufnahme des Verfassers in Wiedergabegröße 1 : 1. (Die punktierte Linie ist die spätere verstandliche Nachzeichnung der „Winde" auf dem Deckchen Abb. 2.)

kann und wohl auch nicht soll. Nur auf eine der Dunn'schen Theorie grundzügig widersprechende metapsychische Erfahrung will ich noch hinweisen: die für den Beobachter z. B. 2 räumlich gewordene Zeit 1 müßte innerhalb des übrigen räumlichen Aufmerksamkeitsinhaltes vom Beobachter 2 ebenfalls als ruhend erscheinen. Das ist aber nicht der Fall; vielmehr geht die allgemeine Erfahrung auf metapsychischem Gebiete dahin, daß die betreffenden Schauungen mit so großer Geschwindigkeit vor dem inneren Auge vorbeiziehen, daß es dem „Medium" schwerfällt, vielfach unmöglich ist, das Bild zu erfassen und wiederzugeben. Es handelt sich also, auch wenn das Bild „statisch", d. h. ohne Veränderung in seinen Einzelheiten abläuft, um „Moment"bilder. Wäre auch die Zeit eine statische Komponente, wie es Dunn voraussetzt, könnte das nicht sein. Und daß das Bild nicht etwa durch die auf es gerichtete Aufmerksamkeit (des „Beobachters 1") zerstört wird, ergibt sich daraus, daß z. B. auch die Spukphänomene nicht selten für das Auge ähnlich unverfolgbare Geschwindigkeiten zeigen. (Siehe hierzu auch das weiter Folgende.)

II. Auch dieser Theorie von Broad-Price wird man gern den Charakter eines geistreichen Lösungsversuches zuerkennen: Die Zeit als 2-dimensionale Größe angenommen, um den dahingehenden Schwierigkeiten zu begegnen, ein „Gedächtnis" für Ereignisse der Zukunft als Erscheinungsmöglichkeit zu verstehen.

Daß es sich bei dieser Annahme um eine willkürliche, außerhalb jeder Erfahrung liegende Annahme handelt (ähnlich als wollte jemand irgendeiner Theorie zuliebe behaupten, die nichtsichtbare Mondhalbseite wäre grün), liegt auf der Hand. Eine solche Annahme halte ich auch für keineswegs geeignet, Vorkämpferin für die allgemeine Aufnahme des Vorschauphänomens in die „Schulwissenschaften" zu sein. Man kann nicht mit einer derartigen Fiktion einen noch nicht allseitig als Tatsache aufgenommenen Wissensgehalt schmackhafter machen, insbesondere dann nicht, wenn nur phänomenologische Unkenntnis diese Anzweiflung verschuldet. Da dieser Theorie auch kein heuristischer Wert zukommt, hängt sie für die metapsychische Forschung völlig in der Luft; und weil sie einzig auf das Phänomen der Vorschau ganz im allgemeinen und ohne phänomenologische Beziehung zugeschnitten ist, weicht sie einem Phantom gleich dem Zugriffe der Kritik aus. Eine Vorstellung etwa, wie sich ein Ereignis auf zwei Zeit-Dimensionen erstrecken bzw. sich in ihnen aufteilen und von der einen derselben aus auf das Ereignis als Ganzes, das doch in der Vorschau gegeben ist, erkannt werden soll, ist nicht zu bilden und daher auch der vorgebrachte Vergleich mit erdoberflächlichen Beziehungsweisen wertlos.

III. Die Saltmarsh'sche Theorie, welche ich für die im Hinblick auf die Erfahrung wertvollste unter ihnen halte. Saltmarsh geht von der Zeitdauer auch des gegenwärtigen Augenblickes aus, die, uns in ihrer absoluten Länge unbekannt, imstande wäre, auch eine Mehrheit aufeinanderfolgender Ereignisse zu umfassen und als gegenwärtige Erfahrung einzubegreifen. Aus der Verschiedenheit der Gegenwart-Zeitdauer bei verschiedenen Beobachtern bzw. bei den verschiedenen „Schichten" („Ebenen" bei I) derselben Individualpsyche ergibt sich dann die Möglichkeit, aus der größeren Länge der Zeitdauer (bes. der eigenen subliminalen Psyche) auf Ereignisse zu kommen, welche für die kürzere Gegenwartsdauer als zukünftig erscheinen würden. Wobei das Wissen um diese Zukunft aus dem Subliminalen über die Bewußtseinsschwelle hinaufsteigen müßte (eine an sich durchaus zulässige Annahme). Saltmarsh selbst bezeichnet diese Theorie nur als eine Anregung; das ist im Hinblick auf die

anderen Theorien allzu bescheiden. Auch wenn ich der Auffassung bin, daß sie ebenfalls schon an grundsätzlichen Erwägungen scheitert. Wie Saltmarsh selbst sagt, vermag die größere Gegenwartszeitdauer gleichermaßen Vergangenes wie Zukünftiges zu betreffen, was übrigens eine selbstverständliche Folgerung seiner Annahmen wäre. Tatsächlich ist es nun eine der häufigsten metapsychischen Erscheinungen, daß ein „Medium" aus der Vergangenheit anderer auch abwesender Personen zu schöpfen vermag. Wie soll man aus den Saltmarsh'schen Voraussetzungen erklären, daß die „subliminale Schicht" des „Mediums" das Wissen nur aus einer breiteren Schau erhalte von Erereignissen, die gänzlich abseits seines individuellen Erlebnisbereiches lagen. Was hat die sog. Psychometrie, d. h. die Erwerbung von Wissen aus der Vergangenheit an Hand lebloser Objekte mit der kleineren oder größeren Gegenwartszeitdauer jener Personen zu tun, mit denen das Objekt in Berührung kam. U. s. f., Ueberlegungen, welche auch für die Zukunftsschau gültig sind und es auch dann bleiben, wenn man die subliminale Weitergabe des Wissens vom einen zum anderen heranzieht, wie es vom Standpunkte des Metapsychikers aus zulässig wäre. Auch diese Theorie wird hiernach m. E. der Phänomenik grundsätzlich nicht gerecht, wenn ich sie auch für annehmbarer halte als I und II.

IV. Die von Saltmarsh als die du Prel'sche bezeichnete Theorie, welche einen Sondersinn (einen „sechsten" Sinn) zur Erklärung der Vorschaumöglichkeit annimmt. Es ist richtig, daß hiermit „ein Mysterium durch die Forderung eines anderen erklärt" werde. Es ist auch richtig, daß die Bedingungen schwierig anzugeben wären, unter denen er tätig werden kann. Schließlich aber ist unsere Kenntnis von dem eigentlichen Wesen der Sinnesempfindungen



Abbildung 2: Das Deckchen (gegen 19 Zentimeter Durchmesser), Stoffmalerei in etwa 10 Farben (Windenblüte gelb, rot gezeichnet, Basisblätter braun mit grüner Mittelrippe). Winde im abbildlich unteren Teil des Deckchens.

überhaupt gänzlich problematisch. Und dieser „sechste" Sinn wäre auch tatsächlich nicht als Extrasinn „medialer" Menschen zu betrachten, sondern bei diesen nur schärfer ausgebildet, weniger verschüttet als bei den anderen anzunehmen, wenn man du Prel und einer auf metapsychischem Gebiete verbreiteten Auffassung gerecht werden will.

Hiernach lassen sich die ganz ungewöhnlichen Schwierigkeiten bemessen, welche sich dem Verständnis der Vorschaumöglichkeit entgegenstellen. Die Theorien II, III, letztlich I suchen so auch die eigentliche Zukunftsschau als solche gar nicht zu erklären, sondern sie nehmen an, daß das „vorgeschaute" Ereignis in Wirklichkeit bereits für die Gegenwart der Schauung vorliege, nur noch nicht als Wissen aus normaler Kenntnisgewinnung. Das würde aber auch die Folgerung bei der Annahme eines Sondersinnes sein müssen, der sich doch nicht abstrakt auf Nichtvorhandenes beziehen könnte, sondern dessen Schauungen ebenfalls ein bereits Daseiendes betreffen würden.

Eine Theorie zum Zeitproblem der Vorschau sollte m. E. davon absehen, ganz einseitig und unter Vernachlässigung der Phänomenik im übrigen zu verfahren. Ich lasse nunmehr aus der metapsychischen Phänomenik ein paar Beobachtungsfälle als Beispiele dafür folgen, wie sich ein viel komplexeres Zeitproblem aus der Gesamtphänomenik ergibt als nur jenes, von den Vorschauungen her. Ich ergänze dabei zu gleicher Zeit die von mir in der Kritik vorgebrachten Gesichtspunkte.

1. Ich habe mich in der Z. mp. F. bereits wiederholt auf die „ferntelepathischen" Versuchsreihen mit Athen (Generalarzt a. D. Dr. A Tanagra) und Wien (Hauptmann a. D. Rudolf Groß) bezogen, deren eingehende Bearbeitung innerhalb des Buches erfolgen wird, in dem ich meine persönlichen Erfahrungen auf metapsychischem Gebiete zusammenfasse. Im vorliegenden Zusammenhange kann ich mich darauf beschränken, mehr summarisch auf Bezügliches aus den Versuchsergebnissen hinzuweisen.

Daß „ferntelepathische" Sendungen bzw. Aufnahmen, d. h. also Übertragungen von Vorstellungsinhalten — seien es an Hand vor Augen befindlicher Objekte gebildete, seien es rein psychische Reproduktionen — durchaus möglich sind, haben die Experimente einwandfrei ergeben.

Dadurch, daß die sog. Mischmethode angewendet wurde, ist auch eine korrekte Zeitbestimmung der Sendungen möglich gewesen, was nicht der Fall wäre, wenn die Auswahl der Sendungen schon vorher erwogen würde. Denn dann könnte, da die Sendeergebnisse nach den experimentellen Feststellungen wahrscheinlich überhaupt nicht von der bewußten Absicht zu senden abhängen, eine richtige Aufnahme sehr wohl vor der eigentlichen Sendezeit im Unbewußten („subliminal") erfolgen; es läge also — leicht übersehbar — keine „Vorschau" vor.

Auf Grund dieser Sicherung der experimentellen Anordnungen in bezug auf die zeitlichen Beziehungen von Sendung und Empfang läßt sich erkennen, daß die Zeit keine ausschlaggebende Rolle für das Gelingen der Versuche spielt. Richtige Aufnahmen können „ebensogut" vor dem Senden wie nach ihm erfolgen. Ich selbst habe zeitlich bedeutende Voraufnahmen (für die ich mich nicht mit dem Zeichenstift niedersetzte), als Intuitionen erhalten. Hierzu ein noch nicht vorgebrachtes Beispiel: 7. Versuchsreihe der ersten Gruppe, 16. April 1931; nach dem seinerzeitigen Protokoll: „In der Nacht vorher hatte Schröder die lebhafte Vorstellung eines Auges. Sofort nach diesem Eindrucke war ihm in großer Deutlichkeit jener eines Karrenrades aufgestiegen.

Beide Eindrücke sind von ihm auf das Sendeblatt bei der Aufnahme notiert worden." (Woraus sich die einwandfreie Erhärtung des „Vorherigen" dieser Intuition ergibt!) Hierzu ebenfalls die Beziehung der Wiener bzw. Athener Sendungen auf einen „Steinsetz-Gerätewagen", der sich ihm um etwa 3 Uhr des Sendenachmittages aufdrängte. Er sah zu dieser Zeit durch das Fenster seines Arbeitsraumes auf den Kirchplatz (Wilhelmplatz) hinaus, wo mehr als ein halbes Dutzend Leute von einer in einer Seitenstraße gelegenen, nicht sichtbaren Arbeitsstelle aus an einen das Arbeitsgerät und die Arbeitskleidung bergenden Wagen herangingen, den sie dann von der Fahrstraße auf das Trottoir setzten. Ohne zunächst irgendwie von seiner Arbeit an der Schreibmaschine weiter abgelenkt zu werden — die Umsetzung des Wagens usw. mochte im ganzen 10 bis 15 Minuten gekostet haben —, trat er dann doch, nachdem der Wagen bereits auf das Trottoir hinaufgeschoben worden war und schon in Ruhe stand, an das Fenster heran mit dem plötzlichen intuitiven Gefühl, daß dieser Wagen irgendeine Beziehung zu den zu erwartenden Sendungen habe. Insbesondere interessierten ihn dabei die Vorderansicht mit dem Dach, so daß er sich dabei sofort einer Athener Sendung eines griechischen Tempels bezüglichen Inhaltes (4. Vers.-Reihe vom 20. 3. 1931) erinnerte. Er nahm auch noch gerade diese Konturen, wie sie sich perspektivisch zur Tiefe des Wagens anordnen, für eine zeichnerische Wiedergabe genau auf. Im weiteren studierte er besonders noch die Räder des Wagens, bei welchen er sich über den verhältnismäßig geringen Durchmesser und darüber wunderte, daß sie nur 4 Speichen hatten." (Auch diese Intuition wurde sofort urkundlich festgehalten und mit den Partnern durch die Post ausgetauscht!) Gesendet wurde dann 5.40 Uhr nachmittags von Wien unter 1) die Vorderansicht eines Säulentempels (Säulen und Zwischenräume gleich breit wie die Bretter des „Wagens", Maßbeziehungen der Geraden und Winkel in größter Übereinstimmung mit dem „Wagen") und unter 2) (5.50 Uhr nachm.) ein Wagenrad mit 8 Speichen. Gezeichnet habe ich (u. a.) bei Wien um 5.40 Uhr eine Säule (mit dem geschriebenen Zusatze: „Säulen"), um 5.50 Uhr nachm. radähnliche Skizzen. Bemerkenswert auch, daß Säulen und Rad nicht schon um 5 Uhr und 5.10 Uhr, bei den Athener Sendungen, aufgenommen wurden. Athen hatte einen Violinschlüssel und ein Kreuz mit zwei Querbalken gesendet. Noch ein zweites hierher gehörendes, bisher nicht veröffentlichtes Beispiel: 5. Versuchsreihe vom 26. März 1931. Aus dem Protokoll zu der 2. Athener Sendung um 5.10 Uhr nachm. einer Vase (Abb. 1a): „Etwa 1 Stunde vor 5 Uhr, bei Beginn der Einstellung und Vorbereitung der Versuchsreihen, nimmt Schröder ein kleines Deckchen mit aufgezeichneten Blumen, das unter einer Tierplastik auf dem Ofensims im Nebenzimmer lag, aus einer Intuition heraus fort, um es wieder unter die kleine Blumenvase auf dem Tisch, auf dem er die Aufnahmen zu zeichnen pflegte, zurückzulegen. Er war sich dessen dabei durchaus bewußt, auf diese Weise einen Anhalt zu dem Empfang zu gewinnen. Die zur Aufnahmezeit getätigte Zeichnung lehnte sich, unter Vernachlässigung der etwa ein Dutzend anderen Blatt- und Blumenmotive, die sich auf dem Deckchen befinden (Abb. 2), ausschließlich an das Motiv einer Windenblüte mit zwei an der Basis leicht angelegten Blättern an (Abb. 1 b). Schröder war aber von dieser Skizze, die er nicht zu deuten wußte, unbefriedigt. Sein Blick wurde dabei intuitiv auf eine auf der Fensterbank stehende bauchigere Vase gelenkt, die zwar vier Henkel hat, aber so stand, daß nur zwei der Henkel im genauen Profil gegen das helle Fenster hervortraten.

Er war sich wiederum des besonderen Eindruckes, der ihn zur Vase hinzog, bewußt, so daß er neben die genannte Zeichnung schrieb: „Vase am Fenster". Erst danach hat er verstandlich rechtsseitig die lappige Windenblattform durch zwei leichte Striche rundlich (henkelförmig) ausgeglichen, die rechts bereits von vornherein gezeichnet war; sicher darüber, daß diese Zeichnung mit der Athener Sendung zusammenhänge. Bemerkenswert ist auch, daß er die Öffnung der Windenblüte viel mehr vasenartig gezeichnet hat, als die originale Zeichnungs„vorlage" des Deckchens es zeigt.

Erinnert sei beispielsweise hier nur noch an meine Aufnahme zu der 1. Athener Sendung innerhalb der 6. Versuchsreihe vom 23. April 1931: eine fliegende Schwalbe. „Etwa 3 Uhr desselben Nachmittages, als er noch ruhte bzw. halbwach kurz vor dem Sicherheben war, erschienen ihm zwei flügelartige Gebilde nacheinander, ähnlich wie Schmetterlingsflügel, die einen weiteren Zusammenhang nicht erkennen ließen. Diesen Eindruck hat Schröder dann um 5 Uhr gezeichnet, und zwar als Schmetterling, obwohl er in jenem Augenblick keinen betreffenden Eindruck hatte. Das Aufzeichnen geschah wachbewußt. Doch ist anmerklich, daß die Hinterflügel hierbei aus einem unbestimmten Gefühl heraus viel zu klein gerieten. Der Körper wurde dann rein verstandlich eingezeichnet. Schon vorher beim Eintritt in das Aufnahmezimmer blieb sein Blick intuitiv ein einem Porzellanfalter in fliegender Stellung (der auf einem Tamburin steht) haften und darauf an einer ruhenden Bachstelze, die sich an einer anderen Stelle des Zimmers auf einem Quarzstück montiert über einer Spiegelplatte auf einem Tischchen befindet. Während auf der Zeichnungsurkunde für die Athener Empfänge zu 1) der Schmetterling gezeichnet wurde (der von Athen unter 2) gesendete Halbmond mit Stern wurde mit minutiösester Genauigkeit aufgenommen!), findet sich als erste Niederschrift auf der Urkunde für die Wiener Aufnahmen die Notiz: etwa 5.30 Uhr Vogel. Das heißt also, daß in der Berliner Sendezeit 5.20 und 5.30 Uhr die richtige Intuition erhalten blieb und sich erneut stark geltend machte.

U. s. f. So habe ich bereits früher auf die gelegentliche mosaikartige Aufnahme eines komplexeren Sendemotivs seitens mehrerer Aufnehmender hingewiesen. Auch auf einen Umstand, der mir hier der Wiederholung wert erscheint: Ich trug bei den Aufnahmen nicht die Lesebrille mit Meniskusschliff für Nah- bzw. Fernsehen, sondern eine einfache Brille, welche eine Art Mittelschärfe für Nah- und Fernsehen hat, so daß ich durch sie keine ganz genaue Einstellung beim Zeichnen gewinnen kann. Das erscheint sehr beachtlich, z. B. für die urkundliche Formgebung der intuitiv nachgezeichneten Windenblüte mit den Basisblättern, insofern sich die Zeichnung erheblich in Richtung der Sendung von dem Original der Deckenzeichnung entfernt.

Das sind ein paar Fälle von Vorschau, denen bereits ein Fall späterer Aufnahme unterlaufen ist. Solche Fälle verzögerter Aufnahme sind ebenfalls häufig; ob häufiger als die Vorschaufälle, ließe sich nicht entscheiden, da die Einstellung auf diese nur gelegentlich erfolgte, während die Einstellung für spätere Aufnahmen ohne weiteres durch die Versuchsanordnungen gegeben war. Jedenfalls steht fest, daß die Gleichzeitigkeit von Sendung und Empfang sowohl in bezug auf ein Vorher wie auf ein Nachher ohne entscheidenden Einfluß auf das Gelingen der Versuche war.

Die Vorschaufälle aber, das sei zu diesen Versuchsreihen im Zusammenhange schließlich noch besonders hervorgehoben, lassen auf das Entschiedenste eine außer- bzw. überindividuelle Intelligenz erkennen, d. h. eine Intelligenz,

welche nicht die „normale“ der individuellen Bewußtseinssphäre ist und deren Inhalt, ohne an die „normalen“ Zeitverhältnisse gebunden zu sein, offenbar grundsätzlich, phänomenologisch übergreift. Diese Folgerung ist m. E. so gesichert, daß es unwissenschaftlich wäre, sie aus weltanschaulicher oder schulwissenschaftlicher Voreingenommenheit nicht ausdrücklich zu ziehen.

Ich habe wenigstens diesen Ausblick auf das Zeitproblem etwas eingehender begründen wollen, will dafür aber die weiteren Hinweise um so kürzer halten.

2. Innerhalb der sehr mannigfachen Kordon-Veri'schen Phänomenik befindet sich eine Gruppe von Experimenten, welche mir innerhalb dieser Ausführungen der Beachtung wert erscheint. Sind sie doch ihrer experimentellen Anordnung nach gerade auf das Problem der Vorschau zugeschnitten.

Der für die Versuche benutzte lederne Würfelbecher mit seinen Würfeln war von mir neu gekauft worden. Ich habe auch die Würfel vorher einzeln abgeprüft, ob sie etwa auf eine der 6 Zahlen häufiger ansprachen, was bei 120 Einzelwürfen bei keinem hervortrat.

Die Anordnungen variierten: a) Ein „Beisitzer“ nannte eine Zahl, welche danach K.-V. zu werfen hatte. b) K.-V. nannte eine Zahl, welche danach ein Beisitzer werfen sollte. Mehr als 20 Einzelversuche gelangen ausnahmslos!

Die Versuchsanordnung wurde dann kompliziert, c) indem die Vorhersage auf zwei aufeinanderfolgende Würfe ausgedehnt wurde, d) indem zwei der Beisitzer je eine Zahl als von K.-V. zu werfen nannten und die zu treffende von ihnen alsdann vorher durch den höheren (oder niedrigeren) Wurf zwischen diesen Beisitzern entschieden wurde. Auch diese i. g. 12 Anordnungen ergaben nur Treffer.

Leider aber fiel diese Gruppe der Experimente gegen das Ende des einmonatigen Aufenthaltes von V.-K., so daß sie nicht weiter ausgebaut und auf der Grundlage eines viel umfassenderen Materials abgeschlossen werden konnten. Jene Vorschau-Experimente aber sind entschieden als geglückt zu betrachten.

3. Die Z. mp. F. hat sehr wiederholte Bezugnahmen auf die Frau Maria Rudloff'sche sog. Spiegelphänomenik gebracht, bei welcher spukhaft Kopfprofile oder andere Skizzen auf Spiegeln, Scheiben oder sonstigen Flächen erscheinen. Diese Phänomenik hat zwar keinen eigentlichen Bezug auf die Vorschau, wohl aber zum Zeitproblem überhaupt.

Und zwar insofern, als ein paar Male, so auch in einem Falle von mir selbst, das Auftreten dieser Skizzen beobachtet werden konnte. Es geschieht mit einer solchen Geschwindigkeit, daß die Skizze in ihrem ganzen Verlaufe zu gleicher Zeit, wie aus dem Untergrund plötzlich hervorgeschossen, in Erscheinung tritt, nicht aber in dem Nach-und-nach einer von Menschenhand gezeichneten Skizze.

Hierzu aber ist durch das Experiment entschieden, daß die Zeichnung — die übrigens bisweilen aus zwei getrennten Linienführungen besteht, wie zweiarmig zur selben Zeit ausgeführt — tatsächlich wie mit einem Pinsel („Finger“) ausgestrichen wird. Diese Beweisführung gelang dadurch, daß der Phänomenik Gelegenheit gegeben wurde, über Paraffin-, berußte Papier- und über Stoffstreifen hinwegzufahren. Der Vorgang wurde übrigens auch durch filmische Bildfolgen der erstmalig von mir ausgearbeiteten Dunkeltechnik im Laboratorium festgelegt.

Durch Beobachtungen wurde ferner sichergestellt, daß diese Skizzen in der Frau Rudloff'schen Wohnung erscheinen konnten, wenn sie sich um Kilometer (bis etwa 8 Kilometer beobachtet) entfernt befand. In diesen Fällen trat bei ihr z. T. als verfolgbare Schockwirkung ein kurzer tranceartiger Benommenheits- und Schwächezustand auf.

In ebenfalls nur vereinzelten Fällen konnte auch beobachtet werden, wie ein ungeformtes Etwas, einem weißen Dunstwölkchen gleich, mit einer Geschwindigkeit wiederum, die den Weg nicht im einzelnen verfolgen ließ, aus dem Bereiche des „Mediums" zur späteren Phänomenstelle schoß. Ich selbst habe dies bei dem Beisammensein in der Terrasse meines Wintergartens am späteren Nachmittag erlebt, wobei die Dunstwolke nicht den direkten Weg zur folgenden Phänomenstelle (einer Türscheibe) ging, sondern vor den beiden Fensterseiten herum zur betreffenden Tür (wo sich das Phänomen noch heute befindet).

Die Geschwindigkeit, welche die „Dunstwolke" auf ihrem Wege hat und mit welcher die Skizzen entstehen, ist so groß, daß sie die dem menschlichen Individuum „normaler"weise möglichen Geschwindigkeiten um ein ganz Erhebliches übersteigt. D. h. aber ebenfalls wiederum auch, daß der hinter diesen Erscheinungen stehende „Spukagent" seinem Wesen nach an das „normale" Zeitmaß menschlich leiblichen Tuns nicht gebunden ist und daß er von Entfernungen aus und unter Ausschaltung materieller Behinderungen zu Auswirkungen zu gelangen vermag, welche grundsätzlich außerhalb der „normal"menschlichen Leistung liegen; d. h. außerhalb derjenigen Fähigkeiten, welche die körperliche Bindung erlaubt.

4. Während das sog. Mangophänomen eigenen Erlebnisses (Jhg. 1930 der Z. mp. F.) m. E. eine vergängliche Materialisation von Vorstellungen belegt, liegt einer hierher gehörenden Beobachtungsgruppe bei Kordon-Veri ein viel komplizierterer Vorgang unter, dessen Glaubwürdigkeit selbst an die Vertrauensbereitschaft erfahrener Metapsychiker einige Anforderungen stellen möchte, den ich aber als unbedingt gesichert berichte:: Kordon-Veri mischte für eine Art Sonderleistung, nachdem er sich durch die mehrstündigen vorangegangenen Versuchsreihen gewissermaßen auf ein Höchstkönnen aufgearbeitet hatte, beim ersten Male zunächst selbst eines der neu mitgebrachten Kartenspiele, ließ die Kartenlage von einem der Besitzer einsehen, wobei — durchaus nach dem Belieben etwa auch eines anderen Beisitzers — z. B. die drittunterste Karte festgestellt und dann verlangt wurde, daß dieselbe Karte eine andere Lage, z. B. als zweitoberste Karte erhalte. Es wurde danach der geschlossene Kartenpack auf die offene flache rechte Innenhand K.-V.s gelegt, bei unverändertem Zimmerlicht. Die Hand blieb völlig frei sichtbar, es wurden gar keine Manipulationen vorgenommen, man konnte so nahe herantreten, wie man wollte, und bemerkte nichts weiter als blitzkurze ruckartige Zuckungen innerhalb des Kartenpacks über vielleicht 5 bis 10 Sekunden hinweg, wonach Ruhe eintrat und sich bei Prüfung die Versuchskarte an der verlangten Stelle befand. Es konnte auch sichergestellt werden, daß sich die Versuchskarte nicht etwa aus dem Pack herausbewegte, um sich an der richtigen Stelle wieder einzufügen; nur geringfügige Unordnung in der scharfen seitlichen Begrenzung des geschlossenen Packs, verbunden mit wippendem Anheben im Kartenblock geringen Ausmaßes und von äußerst kurzer Zeitdauer bezeugten einen Vorgang von so unbegreifbarer Eigenart, daß ich mich selbstverständlich nicht mit dieser ersten Anordnung begnügt habe.

Ich ließ den Kartenblock dann mir selbst ebenfalls auf die nach oben gewendete Handfläche legen; K.-V. hielt, wie bei der hellen Beleuchtung ganz einwandfrei feststeht, nur seine eigene flache Hand mit der Innenfläche gegen den Block in 5 bis 10 Zentimeter Abstand. Nach wiederum nur gegen 10 Sekunden Zeitdauer war der Versuch gelungen. Das Gefühl, das ich bei dem Vorgange in der Hand verspürte, ist schwer zu beschreiben; ich möchte am ehesten von einem Gefühl sprechen, als ob sich etwas Lebendes auf der Handfläche zu schaffen mache: ein nur leicht fühlbares Vibrieren und Rucken. Dazu die bereits oben angegebenen Vorgänge in allernächster Augennähe.

Nun gibt es die Hypothese der sog. ideomotorischen Muskelbewegungen, welche überall dort aufzutauchen pflegt, wo man sich bei betreffenden Phänomenen der Verpflichtung einer eigentlichen Forschung entheben möchte und dafür auf ein nichtssagendes, da gleichfalls völlig unerkanntes Stichwort zurückgreift. Für die Nachprüfung dieser durch keine eigentlichen Untersuchungen gestützten Hypothese, die als Gelegenheitslösung für Wünschelrute und Pendel aufgekommen ist, legte ich einfach mein schwarz ledernes Notizbuch von 11 1/2 mal 16 1/2 Zentimeter Größe auf die Handfläche, bevor ich den Kartenblock dann auf diese Tasche legte. An dem Erfolg wurde nichts geändert! Beweis genug für die Wertlosigkeit jener Hypothese.

In einem Falle wurde die Wahl der neuen Lage der Versuchskarte mittels der Mischmethode bestimmt. Auch dieser Versuch gelang.

Ich habe allein neun Versuche gemacht, bei denen der Vorgang auf meiner Hand erfolgte, deren drei mit dem Notizbuch als Unterlage. Alle diese Versuche gelangen ebenso vollkommen, wie die vorangegangenen fünf der ersten Anordnung.

Leider kam K.-V. mit dieser Versuchsanordnung erst am drittletzten Tage vor seiner Abreise heraus, so daß filmisch nichts festgehalten werden konnte. Das Problem der De- und Rematerialisation, das überdies in der modernen theoretischen Physik nicht ohne Stütze erscheint, hätte sonst voraussichtlich seine endgültige wissenschaftliche Erhärtung und damit grundsätzliche Lösung gefunden.

5. Diese Zitierung einiger Gruppen aus dem Gebiete der Metapsychik, denen eine Theorie der Zeit gleichermaßen entsprechen müßte, wäre unvollständig, wenn ich nicht wenigstens noch jener der sog. Psychometrie gedenken wollte, d. h. jener Phänomenik, bei welcher das „Medium" seine Aussagen an Hand von Gegenständen macht.

Hierzu in Kürze ein Beispiel, über das ich bereits im Jhg. 1932 der Z.mp.F. berichtet habe.

Während eines Plauderstündchens in Gegenwart nur noch ihres Gatten kam ich unbeabsichtigt aus der Gesprächsanregung dazu, der ob ihrer hervorragenden metapsychischen Fähigkeiten im In- wie Auslande bestens geschätzten Frau „Lotte Plaat" die Uhr meiner Frau vorzulegen, die ich gerade trug, weil die meinige tags zuvor stehengeblieben war und der Reparatur bedurfte; damit sich Frau Plaat zu einer meine Frau betreffenden Frage äußern möchte.

Frau Plaat hat auch Schauungen von Personen, die sie nahe von sie Befragenden „sieht". Frau Plaat beschrieb nun in einzelnen Unterbrechungen und mit Wiederholungen eine männliche Person folgenden Aussehens: mittelgroß, graue Haare, Haare leicht gelockt, Scheitel, leichte Glatze, Friesenbart (breiter Gesichtsbart), gepflegt, eckige breite Stirn, besonders hervortretende auffällige Backenknochen (mehrfach besonders betont). — Nach den sofortigen Aufzeichnungen.

Schon zu den ersten Angaben bemerkte ich auf Befragen, daß ich einen solchen Mann nicht unterzubringen wüßte. Es müßte sich dann vielleicht um jemanden aus dem Kreise meiner (also abwesenden) Frau handeln; denn Frau Plaat ergänzte die bisherige Beschreibung unbeirrt weiter. So daß ich mir vornahm, sofort nach meiner Rückkehr zu Hause die Photographien auf die Beschreibung hin durchzusetzen, welche sich in Einzelständern auf der Platte des Schreibtisches, in Sammelrahmen darüber und in zwei „Alben" in der Wohnung meiner Schwiegereltern befanden. Schon aber nahm Frau Plaat auf diesen kurzen Gedankengang, ohne daß ich ihn ausgesprochen hätte, durch die Angabe Bezug, daß eine Photographie des Mannes daheim vorhanden sei.

Wieder zu Hause, durchstöberte ich sämtliche vorhandenen Photographien ohne Erfolg. Dann teilte ich die Angaben der Frau Plaat meiner Frau und ihren Eltern mit, und der Beschriebene wird von allen drei Infragekommenden als der Verkäufer der Uhr bezeichnet. Derselbe hatte, während sich sein Ladengeschäft in einer Verkehrsstraße befand, in demselben Hause wie die Eltern meiner Frau mit ihren beiden Töchtern gewohnt, und als Mitbewohner desselben Hauses während 9 Jahren waren die Familien auch durch den Verkehr der beiderseitigen Töchter gut bekannt gewesen. Die Uhr war als Konfirmationsgeschenk vor damals 26 Jahren im Geschäft eben dieses Mannes erstanden, er selbst seit etwa 20 Jahren tot.

Ganz außerordentlich bemerkenswert das Hervorheben der auffallenden Backenknochen seitens der Frau Plaat, wozu nämlich anzumerken ist, daß gerade diese Backenknochen ein besonderes Merkmal des Gesichtes bildeten, da sie bei dem sich als Elegant gehabenden Manne der Familie meiner Frau als geschminkt erschienen waren. Beachtlich auch die Irreführung der Frau Plaat durch meine Einstellung auf eine Photographie.

Wie ist es zu erklären, daß Frau Plaat gerade mit diesem Verstorbenen Kontakt gewann, den niemand der Anwesenden kannte, an den niemand zur Versuchszeit denken konnte, der die Uhr — unter den zahlreichen anderen seines Lagers — vor 26 Jahren verkauft hatte und seit 20 Jahren verstorben war?

„Telepathisch-hellseherische" oder, wie man öfters meint, „spiritistische" Angaben ähnlich den vorgenannten sind so häufig innerhalb der metapsychischen Literatur, daß es nur dieses Beispieles bedarf, um diesen ganzen Fragenkomplex aufzuwerfen, dessen zeitliche Faktoren beantwortet werden müßten, wenn eine Theorie des Zeitproblems Gültigkeit beanspruchen will.

So gut wie das Phänomen des räumlichen „Hellsehens", an dessen Tatsächlichkeiten nicht zu zweifeln ist.

Es steht außer Zweifel, daß keine der vorgebrachten Theorien imstande ist, eine Erklärung auch nur für die in Auswahl unter vielen anderen ungleichartigen gewählten Beobachtungsfälle z. T. experimentellen Charakters im strengst wissenschaftlichen Sinne zu geben. Ich nehme ausdrücklich die du Prel'sche Deutung mit einem Sondersinn nicht aus.

Ich bin aber auch der Ansicht, daß sich ein Einblick in das Wesen der Zeit überhaupt nicht gewinnen läßt, wenn man das Problem vom materiellen Geschehen her anfaßt. Es erinnert das in einer Beziehung an die verbohrten Versuche, das Psychische in materialistischem Größenwahn dadurch aus der Natur zu verbannen, daß man es zu einer Funktion des Körperlichen herabwürdigte. Will man eine Theorie aufbauen, kann man das Lehrgebäude unmöglich mit den Dachziegeln beginnen.

(Schluß folgt)

Hellseh-Versuche.

Von Direktor M. Falcke in Gernrode (Harz).

Ort: Der kleine Salon des Hotels Bellevue in M.

Zeit: 18. Juli 1938, abends zwischen 11 und 12 Uhr.

Anwesende: Herr Dr. med. M., seine Gattin, Fräulein Lore M., Malerin, deren Tochter, meine Frau, ich.

Ich bat Fräulein M., die Seitenansicht des Hotels Bellevue zu zeichnen, wie sie sie von dem Eingang zu der ungefähr dreißig Meter entfernten Villa ihres Vaters sähe. Die Zeichnung fiel, wie zu erwarten war, der Wirklichkeit entsprechend aus. Sie enthielt auch den im Vordergrund befindlichen Garten des Hotels mit der daneben liegenden Tankstelle. Nun wurde Fräulein M. in Hypnose versetzt. Ich ließ sie die Augen öffnen, gab ihr den Kohlestift in die Hand, und sagte, daß sie auf der Bank neben dem Eingang zu ihrer Villa säße. Sie möchte das auf der linken Seite liegende Hotel zeichnen, und zwar genau so, wie sie es zur Zeit sähe. Sie wendete sich nach links und sagte: „Aber es ist so dunkel". Dann zeichnete sie, indem sie abwechselnd auf das Papier und nach der linken Zimmerwand blickte, wo sie das Hotel zu sehen glaubte. Dabei sagte sie noch zweimal: „Es ist so dunkel". Die fertige Zeichnung unterschied sich wesentlich von der vorher im Wachzustand angefertigten. Das Erdgeschoß, wo wir uns befanden, enthielt der Wirklichkeit entsprechend vier Fenster, und die oberen Geschosse auch vier, während in Wirklichkeit nur deren drei vorhanden sind. Von den unteren vier Fenstern waren drei durch Sonnenläden geschlossen, durch deren breite Spalten Licht schien. Vor dem vierten Fenster war der Laden zur Hälfte in die Höhe gezogen. Die Tankstelle neben dem Hotelgarten fehlte, und an ihrer Stelle war ein breiter Schatten. Die darauf von uns vorgenommene Besichtigung ergab, daß die Tankstelle durch einen niedergebrochenen Zweig eines Baumes verdeckt und daher von dem Villeneingang aus nicht sichtbar war. Durch die Spalten der Sonnenläden der beiden Fenster des kleinen Salons und dem ersten Fenster des daneben liegenden Salons schien Licht, und vor dem zweiten Fenster dieses Raumes war der Laden zur Hälfte in die Höhe gezogen. Die Fenster der oberen Stockwerke waren in der Dunkelheit nicht zu erkennen. Fräulein M. und ihre Eltern versicherten, daß sie beim Kommen nicht bemerkt hätten, daß die Tankstelle durch den Baumzweig verdeckt gewesen war, und daß sie auch den Zustand der Fensterläden nicht bemerkt hätten. Dies wäre auch nicht möglich gewesen, da der große Salon, wie ich mit Sicherheit feststellte, zur Zeit ihres Eintritts in das Hotel nicht erhellt war.

Ich glaube, den Vorgang so erklären zu können, daß während Fräulein M. zeichnete, ein abgespaltenes Teil-Ich sich an dem Villeneingang aufhielt und der Zeichnerin seine Beobachtungen übermittelte. Hierdurch wird die richtige Darstellung des Zustandes der Tankstelle und der Läden der vier unteren Fenster erklärt. Die Fenster der oberen Stockwerke sind falsch dargestellt: vier anstatt drei, und zwar „wider besseres Wissen" der Zeichnerin. Sie durfte aber nicht nach ihrer Erinnerung die vielleicht während des Zeichnens nicht vorhanden war, sondern mußte gemäß des Auftrages verfahren, das Bild so zu zeichnen, wie sie es zur Zeit sah. Obgleich sie die oberen Fenster bei der Dunkelheit nicht zu erkennen vermochte, widerstrebte es ihr augenscheinlich, das Haus ohne obere Fenster darzustellen, und sie brachte sie daher nach ihrem symmetrischen Gefühl an, also über jedem Parterrefenster entsprechende Fenster in den oberen Stockwerken.

Eine telepathische Beeinflussung kann nicht angenommen werden, da keiner der Anwesenden Kenntnis von dem Zustand der vier unteren Fenster der beiden Salons und der vorübergehend verdeckten Tankstelle hatte. — —

Geschrieben am 3. November 1938:

Wir wohnen wieder in M. in der Villa C. Hier wohnt auch die hier als Besuch weilende Aerztin Frau Dr. med. N. Vor drei Tagen, am 31. Oktober, erzählte sie uns, daß sie soeben, kurz vor 7 Uhr abends, zu Fuß von L. zurückkehrend, einen wertvollen Velourhut, den sie am Arm getragen habe, unterwegs verloren habe. Als sie den Verlust bemerkt habe, sei sie umgekehrt, um den Hut zu suchen. Zwei Damen, die ihr begegnet seien, hätten auf ihre Frage gesagt, daß ihnen aufgefallen sei, daß ihr sie begleitender Hund sich mit einem auf der Straße liegenden Gegenstand befaßt habe, der vielleicht der Hut gewesen sein könnte. Frau Dr. N. hat darauf die Straße über die ihr bezeichnete Stelle hinaus abgesucht, hat aber den Hut nicht gefunden. Eine Nachfrage am nächsten Tage bei der Polizei war ergebnislos. Gestern, am 2. November, waren meine Frau und ich bei dem hier wohnenden Herrn Dr. med. M. und seiner Frau. Meine Frau erzählte von dem Mißgeschick der Frau Dr. N., und die Töchter des Herrn Dr. M. sagten, daß sie die Damen gewesen seien, die von der Frau Dr. N. nach dem Verbleib ihres Hutes gefragt worden seien. Der Gegenstand, mit dem ihr Hund sich beschäftigt hätte, hätte am Eingang des Ortes in der Nähe der Villa L. auf der Straße gelegen. Sie hätten aber nicht darauf geachtet. Eine der Töchter, Fräulein Lore, erbot sich, in dem kleinen Dorf A., zu dem ein Weg in der Nähe der Villa L. abzweigt, nachzufragen, ob vielleicht einer der wenigen Bewohner den Hut gefunden und mitgenommen hätte. *

Heute Abend, am 3. November, war ich im Begriff, in Gegenwart meiner Frau und der Ärztin Frau Dr. N. einen hypnotischen Versuch mit Fräulein Lore M. zu machen. Als sie schlief, flüsterte Frau Dr. N. mir zu, ich möchte versuchen, den Verbleib ihres Hutes feststellen zu lassen. Obgleich ich annahm, daß diese Worte nicht ernsthaft gemeint seien, da Frau Dr. N. in dieser Hinsicht sehr skeptisch ist, sagte ich zu Fräulein M., daß sie uns sagen könnte, wo der verlorene Hut, von dem meine Frau erzählt habe, und nach dem sie sich in A. habe erkundigen wollen, geblieben sei. Sie werde jetzt drei Tage zurückversetzt, und es sei Montag, der 31. Oktober, dreiviertel 7 Uhr abends. Sie stehe in der Nähe der Villa L. an der Stelle, wo der Hut gelegen habe. Sie solle sagen, was sie sähe. Sie sagte: „Ja, ich sehe den Hut. Er liegt 3 oder 4 Meter entfernt, ungefähr einen halben Meter neben dem weißen Strich.“ (Die hier eine Kurve bildende Straße ist durch einen weißen Strich geteilt). Nach einer Pause: „Jetzt kommt ein Auto. Es fährt unvorschriftsmäßig in der Mitte der Straße. Der Hut wird ein Stück fortgeweht. Es ist der Wagen des Rechtsanwalts G.“ (Dieser besitzt in M. eine Villa.) Wieder eine Pause. „Jetzt kommt ein Lastwagen. Er hat breite Reifen, Zwillingsreifen. Ein Rad geht über den Hut hinweg. Jetzt ist er nicht mehr da.“ Auf meine Frage beschrieb sie den Wagen: „Ein großes Lastauto, hinten mit einem offenen Kasten.“

Nach dem Erwachen sagte Fräulein M., daß sie sich erinnere, daß sie am Montag Abend in der Nähe ihrer Villa von einem aus der Richtung von L. kommenden Auto überholt worden sei, daß sie aber nicht darauf geachtet und nicht bemerkt habe, daß es der Wagen des Herrn G. gewesen sei.

Geschrieben am 4. November 1938:

Heute Nachmittag habe ich in der Villa des oben erwähnten Rechtsanwaltes G., von dessen Familie aber niemand anwesend war, dem Herrn Dr. jur M., der Röntgen-Assistentin Fräulein K. und dem Fräulein S., die in M. wohnen, den ersten Teil des obigen Berichtes vorgelesen, aber zunächst nur bis zu der mit einem * bezeichneten Stelle. Der zweite Teil des Berichtes über den Versuch mit Fräulein Lore M. war außer meiner Frau und mir keinem der Anwesenden bekannt. Ich sagte, daß Fräulein S., mit der ich bereits ähnliche Versuche gemacht habe, Auskunft über den Verbleib des Hutes geben würde. In Hypnose versetzt beschrieb sie den Ort in derselben Weise, wie gestern Fräulein Lore M. Sie sah undeutlich einen Gegenstand etwa einen Meter von dem weißen Strich entfernt auf der Straße liegen. Sie sagte dann, daß sie die Lichter eines von L. kommenden Autos sähe, und gleich darauf, daß sie jetzt im Licht der Scheinwerfer den Hut deutlich erkenne. Auf meine Frage, ob das Auto auf der rechten oder der linken Seite führe, antwortete sie: „Es fährt in der Mitte, gerade über dem weißen Strich." Es sei ein kleiner, schwarzer geschlossener Wagen, so einer, wie der Rechtsanwalt G. ihn habe. Durch einen Ausruf des Erstaunens meiner Frau wurde Fräulein S. erweckt. Wieder eingeschläfert, sagte sie, daß sie den Hut nicht mehr sähe. Sie sähe wieder die Lichter eines Autos kommen, und gleich darauf, es sei das große Postauto. Ich versuchte ihr das auszureden und sagte, es müsse ein Lastwagen sein. Aber sie blieb dabei: Es sei das Postauto gewesen. Sie habe Personen darin gesehen. Eines der Fenster sei geöffnet gewesen.

Daß Fräulein S. den Hut auf der Straße liegen sah, kann die Folge der Vorlesung des ersten Teiles meines Berichtes gewesen sein. Wie aber ist zu erklären, daß sie ihn, gerade wie Fräulin M., in der Kurve neben dem weißen Strich sah? Vielleicht könnte hier unbewußte Telepathie durch meine Frau oder mich angenommen werden. Sehr merkwürdig aber ist, daß sie das Auto so beschreibt, wie gestern Fräulein M. Nach meiner Erkundigung ist das Auto des Herrn G. der einzige geschlossene schwarze Wagen in M. Hier kann Telepathie durch meine Frau oder mich nicht in Betracht kommen, da wir das G.'sche Auto nicht kennen, und Fräulein Lore M. uns nur gesagt hat, daß sie das Auto als das des Herrn G. erkannt habe, ohne sein Aussehen zu beschreiben. Durch die beiden andern Anwesenden, Herrn Dr. jur. M. und Fräulein K. kann eine telepathische Beeinflussung nicht in Frage kommen, da sie zur Zeit der Hypnose den zweiten Teil meines Berichtes noch nicht kannten.

Merkwürdig sind die übereinstimmenden Angaben des Fräulein Lore M. und des Fräulein S., daß das Auto in der Kurve in der Mitte der Straße gefahren sei. Es ist dies eine seltene Ausnahme, da auf der ziemlich schmalen, steilen und kurvenreichen Straße die Wagen sehr korrekt auf der rechten Straßenseite zu fahren pflegen.

Die Angabe des Fräulein S., ein Fenster des Postautos sei geöffnet gewesen, war zutreffend, was meine Frau und ich festgestellt haben, da wir gerade mit diesem Wagen von L. nach M. zurückkehrten. Meine Frau beklagte sich nach dem Verlassen des Wagens darüber, daß ihr der durch das Offenstehen des Fensters verursachte Luftzug lästig gewesen sei. Die Angabe des Fräulein S. dürfte kaum auf einen Zufall zurückzuführen sein, da Postomnibusse im Spätherbst abends nicht mit einem geöffneten Fenster zu fahren pflegen. Es war aber damals eine Reihe ungewöhnlich warmer Tage,

worauf auch zurückzuführen ist, daß Frau Dr. N. auf einer Fußwanderung ihren Hut in der Hand getragen hat.

Daß Fräulein S. in der zweiten Hypnose den Hut nicht mehr bemerkt hat und auch das Lastauto nicht gesehen hat, könnte so erklärt werden, daß bei Beginn der zweiten Hypnose der Lastwagen bereits vorübergefahren, und der Hut daher nicht mehr da war.

Nach der Auskunft des in der C.'schen Villa wohnenden Fräulein K. pflegte Herr G. täglich pünktlich 10 Minuten vor 7 Uhr abends mit seinem Auto von L. zurückzukehren. Gleich nach ihm ist das Lastauto gefolgt, das Fräulein S. infolge ihres Erwachens nicht hat sehen können. Der von ihr wahrgenommene Postomnibus trifft laut Fahrplan 6 Uhr 56 in M. ein.

Ich nehme in beiden Fällen, dem des Fräulein Lore M. und des Fräulein S. Hinausversetzung eines abgespaltenen Teil-Ichs an, wie in dem früher berichteten Fall des Fräulein Lore M.: in Hypnose ausgeführte Zeichnung des Hotels Bellevue.

Ich berichte noch über die letzten Versuche mit Fräulein Lore M., die nicht in das Hellseh-Gebiet fallen.

Vor dem Beginn der Hypnosesitzung am 9. November 1938 erzählte Fräulein M., daß sie in den drei letzten Nächten geträumt habe, ihr eignes „Ich" stehe vor ihr und spreche zu ihr: Sie solle sich einstweilen an keinem Versuch mit Hellsehen beteiligen. Dazu sei es noch nicht an der Zeit. (Fräulein M. ist 23 Jahre alt). Sie solle das erst später tun. Ihr ‚Ich' habe eindringlich wiederholt: „Erst später, später!" Fräulein M. habe in den beiden ersten Fällen sofort nach dem Erwachen den Traum aufgeschrieben, so daß eine Erinnerungstäuschung ausgeschlossen sei.

Am Schluß der Sitzung suggerierte ich Fräulein M., daß sie in dieser Nacht und den folgenden Nächten keine ‚dummen' Träume haben solle, und daß sie entweder gar nicht, oder sonst nur von angenehmen Dingen träumen werde. Sie unterbrach mich mit den Worten „Da ist es wieder". Dabei deutete sie mit der Hand auf den leeren Platz neben mir. ‚Was ist da?' „Ich". ‚Was heißt das, ich?' „Ich stehe neben Ihnen. Jetzt kommt es auf mich zu. Es kommt immer näher. Jetzt ist es in mich hineingegangen". Ich suggerierte, daß sie sich nach dem Erwachen an das während der Hypnose Erlebte erinnern werde, und weckte sie. Sie hat dann den Vorgang und das Bild ihres ‚Ich' genau beschrieben. Sie habe gefühlt, wie ihr ‚Ich' in sie hineingegangen sei. Es sei für sie interessant, aber nicht unheimlich gewesen. Anwesend waren meine Frau, der Bruder G. des Fräulein M. und die Ärztin Frau Dr. med. N.

Während in allen früheren Sitzungen mit Fräulein M. die Hypnose sofort nach dreimaliger Berührung ihrer linken Schulter eingetreten war, dauerte es diesmal mehrere Minuten, und so war es auch in den folgenden Sitzungen. Fräulein M. behauptete, daß sie vor dem Einschlafen ihr ‚Ich' neben mir stehen sähe, das mißbilligend den Kopf schüttele. Nur in einem Falle, als ich in ihrer Gegenwart eine Kranke behandelte, trat die Hypnose bei Fräulein M. wie früher, sofort ein. Ich sagte zu ihr, daß es sich diesmal nicht um einen Versuch handelte, sondern daß ich der Kranken an ihr die Wirkung der Hypnose zeigen wollte. Ich nähme an, daß diesmal ihr ‚Ich' nicht widerstreben würde, da sie in diesem Falle zu einem guten Zweck mithelfen solle.

Nach der Sitzung sagte Fräulein M., daß bei diesen meinen Worten ihr neben mir stehendes ‚Ich' zustimmend mit dem Kopf genickt habe, worauf sie sofort eingeschlafen sei.

Der letzte, ungefähr eine Woche später vorgenommene Versuch mißlang vollkommen. Ich hatte suggeriert, daß Fräulein M. mich in ein benachbartes Hotel begleiten und mir die in dem Salon befindlichen Personen beschreiben würde. Sie sagte, daß sie das Zimmer nicht verlassen könnte, da ihr ‚Ich' vor der Tür stehe und sie nicht vorbeigehen lasse. Ich sagte darauf, daß ich ihr ‚Ich' bei Seite geschoben hätte, und daß der Weg jetzt frei sei. Sie könne jetzt die Treppe hinunter gehen. Sie antwortete „Ja, jetzt geht es." Aber gleich darauf sagte sie „Jetzt steht es vor der Haustür und läßt mich nicht vorbei." Darauf habe ich die Hypnose abgebrochen.

In einer Hypnosesitzung sagte ich zu dem schlafenden Fräulein M., sie solle einige Worte an ihren Bruder schreiben, daß er bei seiner Rückkehr aus der Stadt die von ihr bestellten Bücher aus der Buchhandlung mitbringen solle. Sie schrieb darauf, nachdem ich ihr einen Bleistift in die Hand gegeben hatte: „Lieber G., bitte bringe mir die bestellten Bücher von Arnold mit."

Sie schrieb sehr schnell mit ihrer großen Schrift auf vier Zeilen. Die Buchstaben waren korrekt, und die Zeilenabstände gleichmäßig, mit Ausnahme des letzten, da das Blatt sich verschoben hatte. Sie hatte die Augen fest geschlossen, und hatte den Kopf an das Polster des Sessels zurückgelehnt, so daß sie, wenn die Augen geöffnet gewesen wären, auch nicht „mit dem Netzhautrand" das Papier hätte sehen können. Später ließ ich sie dieselben Worte wachend schreiben. Sie unterschieden sich nicht von den in der Hypnose geschriebenen, nur schrieb sie diesmal auf nur zwei Zeilen. Dann ließ ich sie, ebenfalls wachend, die Worte mit verbundenen Augen schreiben. Diesmal schrieb sie sehr langsam und tastete mit der Hand nach dem rechten Rand des Blattes, um nicht über ihn hinaus zu schreiben. Einige Worte standen aufeinander. Die zweite Reihe stand zur Hälfte auf der ersten Reihe, und die dritte Reihe stand in weitem Abstand darunter. Ich nehme an, daß in der Hypnose ein hinausversetztes Teil-Ich ihre Hand geführt hat.

Anwesend waren Frau Dr. med. N. und meine Frau.

Am Vorabend sensationeller metapsychischer Rätsellösungen?

Vergleichende Beobachtung von M. Fellmann, Berlin-Pankow.

In der Gegenwart, in der metapsychische Forschung — wenn wir es ehrlich bekennen wollen — nur noch geduldet, aber nicht gefördert wird, obwohl sie die wertvollsten und gefährlichsten Probleme für den Menschen zu klären sucht, in dieser wirklichkeitsfesten Gegenwart, die keine Problematik liebt, nähert man sich auf experimentellem Forschungswege von andern Wissenschaften her merkwürdigen Grenzen, in denen sich das X dieser andern Forschung mit dem X der Metapsychik so stark zu berühren scheint, daß man fast denken muß, es sei keine Berührung, sondern Identifikation.

Stehen wir am Vorabend von sensationellen Entdeckungen, die grundsätzlich im Gebiet der Metapsychik als Phänomene schon jahrzehntelang beste und geistvollste Köpfe bewegten? Und werden wir es erleben, daß mit dem Erlöschen der metapsychischen Forschung plötzlich diese Phänomene als zugehörig zu andern Gebieten eine neue Auferstehung feiern werden? Es hat fast den Anschein, ein Beweis, wie nötig die Mitarbeit der Wissenschaft auf diversen experimentell durchforschbaren Gebieten für uns ist, wie wichtig aber auch unser treues und starkes Weiterkämpfen und Materialsammeln ist, eine Vorarbeit, die vermutlich anderen Generationen breite Prüffelder schaffen wird.

Möglich, daß man uns keinen Dank wissen wird, die wir uns ganz und ernsthaft wider alle Spöttelei und Verdächtigung dafür selbstlos einsetzten. Schuld haben kaum die Außenseiter. Schuld haben im höchsten Maße jene, die Trickphänomene, Taschenspielereien und psychologische Unterhaltungsmätzchen in metapsychischer Beleuchtung darbieten, um sie nachher zu „enthüllen".

Ich habe mich persönlich überzeugen können, daß solche Herren sich zwar gern „Forscher" nennen, aber die einfachsten Begriffe metapsychischer Belange nicht kennen und durcheinanderwerfen, vor allem den Kardinalfehler begehen, alles „Okkultismus" zu nennen, was die Grenzgebiete angeht. Unter diesem „Okkultismus" wird aber dann wieder sonderbarerweise „Spiritismus" gemeint, bekanntlich lediglich ein Teilgebiet religiössektiischer Natur, wenn man so sagen kann. Wann wird man endlich begreifen, daß Spiritismus zwar beim Metapsychiker — da er immerhin n i c h t völlig zu widerlegen ist bis jetzt — eine Arbeitshypothese ist wie auch andere und zwar aus Logik und Anständigkeit heraus, aber trotzdem nicht das A und O der Forschung an sich?

Mit Freude erleben wir die einzelnen Wege sehr unterschiedlicher Wissenschaft, die zu seltsamen Ergebnissen führen, Ergebnissen von einer Seltsamkeit, wie nur w i r sie kennen, und mit jedem neuen und dem ungeübten Hirn kaum faßbarem Ergebnis wird die Frage in uns stärker: Sind wir endlich an der Grenze, wo wir uns begegnen?

Da ist die Strahlungsforschung, die Verwandtes der Ausdrucksform mit metapsychischen Problemen aufweist. Da ist die Nervenforschung, die nachweist, daß unsere Nerven nicht nur wirklich „elektrisch" arbeiten, sondern — was bisher abgelehnt wurde als Möglichkeit — daß auch durch chemische Umwandlung in unsern Nervenzellen Elektrizität entsteht, etwas, was jeder magnetopathisch Befähigte an bestimmten Merkmalen von sich aus schon längst weiß.

Da ist aber auch die neue T o n f o r s c h u n g, und gerade sie bringt Prüfungsergebnisse, die überraschend analog einigen unserer metapsychischen Erfahrungen sind.

Schon in unsern, in tiefste Entwicklungszeiten zurückreichenden Sagen und Märchen — und zwar in denen a l l e r Völker! — finden wir die magische Kraft des Tones angegeben.

Wir kennen die Märchen von den verzaubernden Melodien, den Sirenen- und Nixenliedern, den Worttonfolgen, die jeden verzaubern oder töten, der sie hört, den traurigmachenden Flötenliedern, den tanzdämonischen Geigenweisen usw. Nicht aufzählbar groß ist die Fülle dieser geheimnisvollen Töne, die — wie im Rattenfängermärchen — die Menschen willenlos machen.

Und welches Geheimnis ruht eigentlich im Zauber der Musik? Es ist bisher stark als „seelische" Angelegenheit beurteilt worden, und die Unterschiede im Aufnahmevermögen wurden zumeist in besonderer Organformung (Hörmuschelwindung usw.) gedeutet.

Nach den neuesten Tonforschungen indessen, nach denen man, wie es scheint, in Amerika schon Wunden mit Schallwellen behandelt und sie damit eiterfrei hält und zu rascher Heilung bringt, nach ähnlichen Behandlungen auch bei uns bei nervösen Erkrankungen, scheint es sich zu zeigen, daß die Schwingungsintensität wohltuend, anregend, kranke Nervenzellen zum Mitschwingen bringt oder durchflutet, und somit wäre die Tonfolge eines Konzertes nichts anderes als rhythmisch-energetische Nervengymnastik über das Hörorgan u n d — in unhörbar mitflutenden Schallwellen — auch über die Hautnervenzellen

fort. Der Volksmund kennt hier ein bezeichnendes Wort: „Sich in Tönen baden."

Die Unmusikalität wäre somit ein Zeichen mangelnder Nervenfeinheit bzw. vorhandener Überfeinheit. Die herzbewegende Schönheit harmonischer Musik, die so oft das Herz spürbar rascher schlagen (!) läßt, wäre Nervendurchflutung unsichtbarer Wellen, eben der Schallwellen.

Aber gefährlicher sind die Töne, die unser Ohr folgerichtig als abschreckend auffaßt, Quietschen, Heulen, Kratzen, bestimmte Geräusche, die uns unerträglich erscheinen. Physikalische Versuche ergaben, daß solche auf einen Punkt gerichteten Schallwellen so stark sein können, daß sie z. B. Gläser zerspringen lassen. (Durch Geigenspiel.)

Gerade hier ist der Beweis für das oben Gesagte zu führen. Die erzeugten Töne, die soviel Schwingungsintensität haben, wie das Glas an molekularer Eigenschwingung besitzt, erschüttern die Glasmoleküle in ihrer rhythmischen Eigengesetzlichkeit, und das Glas zerspringt!

Wenn sich dies aber auf Schwingungszustände überhaupt anwenden läßt, so wird daraus klar, daß auch der Mensch mit seiner Sensibilität der Nervenatome Schallschwingungseinflüssen unterliegt. Hier erhellt sich auch die Macht der schönen Stimme und die Antipathie vor der unangenehmen.

Daß Tiere ein besonderes Hörvermögen bzw. Aufnahmevermögen für Schallschwingungen haben, ist bekannt. Ihre Aufnahmefähigkeit liegt noch über der unserigen, und ihre Sensitivität ist anders.

Hunde, auch Katzen, die meisten Wildtiere überhaupt, vor allem Vögel, aber auch Insekten scheinen z. T. sehr große Empfindlichkeit für Schallschwingungen zu haben, die wir nicht mehr aufnehmen können. Wir wissen auch alle irgendeinen Hund, der heulend vor der Musik flieht oder sie zu übertönen versucht. Wir erfahren, daß Vögel durchaus nicht auf ihren eigenen ererbten Tonfolgen kleben bleiben im Gesang, sondern ihnen wohltuende fremde Tonfolgen nachahmen, daß sie mitsingen, wenn man singt oder pfeift.

Ein eigenartiger Fall ist mir bekannt, der entgegengesetzt verlief. Eine Bekannte, die ständig einen Kanarienvogel hielt, bekam zum Geburtstag einen geschenkt, als der alte starb. Dies Tierchen zeigte von Anfang an ein besonderes Benehmen bei bestimmten Tönen, z. B. bei Glockenläuten. Es begann ängstlich zu flattern, flüchtend, und rannte sich fast den Kopf dabei ein. Daher wurde es schleunigst vom Balkon entfernt, wenn auf der nahen Kirche die Glocken zu läuten begannen.

Eines Tages aber achtete der Ehemann der Dame, zeitunglesend, nicht auf die Glocken, bis ihn ein wildes Geflatter, ein angstvolles Zirpen aufmerken ließ. Plötzlich schwankte der Vogel auf der Stange und stürzte tot zu Boden. Das kleine Vogelherz, vielleicht nicht gesund, hatte dem mächtigen Glockendröhnen nicht standgehalten.

Der Ton ist es auch, der das Kind erzieht. Noch ehe der Wortbegriff da ist, reagiert das Kind auf „grobe" und freundliche, wohltuende Töne, und wer einmal Gelegenheit hat, den Ton auf Klangapparataufzeichnungen sichtbar zu machen, der sieht, daß der grobe Ton und der feine sehr unterschiedliche Schwingungen haben. So wird ein reizbarer Mensch ab und zu durch heftigen T o n bis zu Gewalttätigkeiten gebracht, und so tut dem Kranken eine warme, liebevolle Stimme heilsam wohl. Beides ist nach heutigem Forschungsstande Reaktion auf direkte Nervenbeeinflussung mit Schallschwingungen.

Die uns angenehm berührenden Töne liegen ausschließlich in der Tief- und Mittellage. Unerträglich sind uns die Obertöne mit hoher und höchster Schallfrequenz. Darüber hinaus gibt es aber noch Schallschwingungen, die von so unwahrscheinlich hoher Frequenz sind, daß sie wie Wärmestrahlen erscheinen.

Hier aber liegen noch die Grenzen unseres Wissens. Sind es noch Schallschwingungen? Oder ist es eine nur so wirkende Erscheinung?

Denn hier sind auch metapsychische Rätsel zu finden!

Bei Apporten ergab sich nicht nur häufig, sondern fast regelmäßig, daß sie sich warm anfühlten. Also sind hier immerhin ähnlichwirkende Schwingungserscheinungen vorhanden.

Bei den sogen. „Anmeldungen" Sterbender sind zahllose Fälle vorhanden, in denen Gläser zerspringen, Geräusche entstehen, meist unangenehme, also doch aus Schwingungswellen mit hoher Schallfrequenz. Daraus muß sich ergeben, daß diese doch telepathischen Übertragungen eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Schallschwingungen haben und zwar eben mit denen uns noch wenig bzw. unbekannter Hochfrequenz.

Vielleicht wird sich das Rätsel dahin lösen, daß Telepathie keine „elektrische" Welle ist — hierzu fehlte ja bisher stets der Leiter, so daß die eigenartigsten Deutungsversuche entstanden von medialer und forschender Seite. Es scheint eher, als seien die telepathischen Schwingungswellen noch im Bereiche der unbekannten Schallwellen zu suchen, wonach diese dann allerdings eine erdumspannende Reichweite haben müßten, eine hochgesteigerte Geschwindigkeit und Anspruchsfähigkeit auf sensitive Nerven.

Jeder telepathisch Beanlagte weiß, daß die Aufnahme blitzschnell erfolgt und nicht mehr wiederholt wird, wenn das Hirn nicht rasch genug auffaßte. Der Denkvorgang erscheint seltsam träge neben diesen „Einfällen". Die große Reichweite ergäbe sich aus den Erfahrungen, die mit ferntelepathischen Versuchen über Berlin—Athen von den beiden Forschern Prof. Dr. Schröder (Berlin) und Dr. med. Tanagra (Athen) gemacht wurden. Das bruchstückhafte Auftauchen der Sendeinhalte (Zahlen, Objekte verschiedener Art) könnte neben mangelnder Aufnahmekraft auch die abnehmende Intensität der Schwingung beweisen. Streuwinkel, Intensität und Reichweite lassen sich durch die Tonforschung evtl. also weiterverfolgen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß neben dieser telepathischen (stummen) Schallschwingung, auch die Hypnose und die Suggestion als Schwingungszustände dieser Natur erkannt werden. Wenigstens scheint die Tatsache, daß der Hypnotisierte grundsätzlich nur noch hört, hierauf zu deuten!

Das große Rätsel wäre die Zielsicherheit. Und diese Zielsetzung kennen wir von allen metapsychischen Phänomenen. Sie ist besonders beachtenswert dort, wo sie nicht einmal gewollt ist, was wiederum nur aufzeigt, daß ein großer Streuwinkel der Schwingungswelle vorhanden ist und es mithin also Fähigkeits- und Glückssache ist, etwas bewußt aufzunehmen. Zielsetzung durch Konzentration besteht fraglos, was aus Hunderten von Fällen, teilweise von Medizinerseite her, hervorgeht.

Charakteristisch mutet hier wieder das Glas an, das zerspringt. Nach physikalischen Tonforschungsergebnissen muß also hier eine sehr hohe Schallfrequenz wirksam sein, die bewußt oder unbewußt auf bestimmte Menschen bzw. ihre Umwelt konzentriert wurde.

Ein weiteres Analogon bestände m. E. im Tischklopfen, das so gern als Schwindel vom Laien bezeichnet wird und so rätselhafte Tatsache ist. Bei vielen Versuchen stellte ich immer wieder fest, daß kurz vor dem Klopfen ein sehr starker Blutrhythmus in den Fingerspitzen und Händen war, oft starkes prickelndes Ausströmen.

Hier kann die physikalische Tonforschung feststellen, wie die auf Holz konzentrierte hohe Schallfrequenz wirkt. Daraus kann man dann folgern, wie weit auch andere Stoffe zugänglich sind. Ein ganzes Reich von Fragen tut sich uns auf, Fragen, die oft lebenswichtig sind.

Wenn wir uns vorstellen, daß auch der starkkonzentrierte Denkprozeß chemisch-elektrischer Natur ist — wie es Prof. Dr. von Muralt durch Experimente bei der Nervenarbeit nachweisen konnte — so läßt sich auch vorstellen, daß diese Stromstöße Schwingungen aussenden, die den Schallschwingungen, die für uns schon stumm sind, verwandt sind. Vielleicht sollte man sie richtiger Bewegungsschwingung nennen, da sie mit dem Schall nur mehr Verwandtschaft zeigen für uns Menschen.

Es ist keine Frage, daß ein so konzentriertes, regelmäßig hämmerndes und rhythmisches Schwingen einen aufnahmefähigen Menschen stark willenslähmen, sogar töten kann.

Die magische und hexende Kraft der Medizinmänner, der Hexen und Zauberer dürfte hier endlich bis in das innerste Geheimnis beleuchtet sein. Der Bezauberte oder Verhexte muß ja übrigens immer irgendwie „Kontakt" haben oder wissen um die Sache. Er wird demnach sozusagen mit Hochfrequenzschallschwingungen beschossen, in die das Eigengesetz störende Vibration gebracht und damit ent-icht oder — wie das zerspringende Glas — getötet.

Ich weiß, daß diese Gedanken neu und kühn sind und sich sehr weit von spiritistischen Ansichten und seelischen Sehnsüchten entfernen. Dafür nähern sie sich dem Heute und seinem vorschreitenden Wissen, das wichtig ist für uns Gegenwartsmenschen, die in einer sehr lauten und dröhnenden Welt leben müssen und gegenüber den Vorfahren mit furchtbaren Nervenleiden dafür zahlen.

Man gibt dem Meer, den Wäldern und ihrer atmosphärischen Beschaffenheit Heilzeugnisse. Wir wissen aber noch nicht, wie weit auch diese merkwürdigen Schallschwingungen bezw. „Bewegungsschwingungen" in ihrer harmonischen Gleichmäßigkeit heilend einwirken. Der Rhythmus der Natur ist für jede lebende Kreatur eben natürlicher als der harte, laute, fremdgrobe der Objekte, der Maschinen und Räder, und Berufsuntersuchung und Berufsforschung sollte auch die Empfindlichkeit des Betreffenden dem Berufsgeräusch gegenüber (aus Erschöpfungs- und Reizbarkeitszustand) feststellen. Dann würde mancher doppelt so lange arbeitsfähig bleiben und viel Arztgeld gespart werden! Nicht alle Menschen ertragen es, dauernd von ihnen schädlichen Schallschwingungen „beschossen" zu werden. Sie gehen nicht an der Arbeit, aber an den unerträglichen Vibrationen, in die ihre Nerven gezwungen werden, langsam und sicher zugrunde! Und so gehören all diese Forschungen in das Gebiet der Volksgesundheit, auch wenn sie metapsychisch riechen, wie etwa magnetische Uebertragung, die höchst wahrscheinlich nichts als Uebertragung einer ändernden Vibrationswelle ist, die sehr wohl auch „Schallschwingung" erwähnter Art sein kann.

Das Diapsychikum in der Weltgeschichte.

Von Studienrat a. D. Hans Hänig, Leipzig.

Die Lehre von dem Diapsychikum im Sinne Buttersacks ist so wichtig, daß sie verdient, auch weiterhin auf ihre Tragfähgkeit geprüft zu werden; ich habe damit in dem Aufsatz: Das Diapsychikum in der Literatur einen Anfang gemacht. Es liegt nahe, auch das Weltgeschehen an sich, soweit es mit dem Worte Politik umfaßt wird, in diese Betrachtungsweise hineinzuziehen. Es wird bekanntlich durch zwei Faktoren bestimmt: durch hervorragende Einzelmenschen und durch die Masse, von der sie bis zu einem gewissen Grade getragen werden. Gibt es aber eine Ausstrahlung der Masse im Sinne des Diapsychikums, so geht daraus hervor, daß dieser Begriff von jeher in der Politik eine große Rolle gespielt hat und noch weiter spielen wird.

Vor einigen Jahrzehnten wurde ein wissenschaftlicher Streit, der an den Namen des Leipziger Universitätsprofessors Lamprecht knüpfte, über die Frage ausgetragen, ob in der Geschichte große, führende Männer das Entscheidende sind oder die Masse, wie das von der sog. materialistischen Geschichtsauffassung behauptet wird. Die Meinung geht wohl heute dahin, daß beide Ansichten etwas Richtiges enthalten. Es ist Tatsache, daß große Männer zu allen Zeiten der Geschichte ihr Gepräge gegeben haben, aber sie sind nicht ohne den psychischen Resonanzboden der Masse als solcher denkbar. Sie werden vielfach offenbar durch diesen über die Menge emporgehoben, wobei ihnen allerdings ihre persönliche Veranlagung die Wege weist. Das beste Beispiel ist Luther, der an sich die verkörperte Sehnsucht des germanischen Geistes nach einer kirchlichen Reform darstellt, die bereits von deutschen Mystikern wie Meister Ekhart zum Ausdruck gebracht worden war. Diese geistige Strömung ist nicht zufällig, sondern fällt zeitlich mehr oder weniger mit gewaltigen Bewegungen der damaligen Zeit zusammen: mit den Entdeckungsfahrten eines Kolumbus und mit der Renaissance in Italien, die zu den glanzvollsten kulturellen Leistungen geführt hat. Bekanntlich hat diese Bewegung in Deutschland nur geringen Widerhall gefunden (Humanismus). Vom Standpunkte des Diapsychikums aus: der Resonanzboden war durch die religiöse Bewegung bereits derartig in Anspruch genommen, daß eine volle Auswirkung von Italien her nicht mehr möglich war. Übrigens ist bekanntlich auch die Reformation Luthers auf halbem Wege steckengeblieben. Luther stand mit seinem Weltbild noch tief im Mittelalter, wie ja auch seine Sprache mehr dem Mittelhochdeutschen als dem Neuhochdeutschen nahesteht.

Auf das Diapsychikum zur Zeit des Kaisers Augustus ist schon in dem Artikel über Diapsychikum und Literatur hingewiesen worden. Es war von Friedenssehnsucht gesättigt, nachdem ein Jahrhundert schwerer innerer Kämpfe vorüber war. So erklärt sich die Bipolarität des Kaisers Augustus, der als Oktavian keineswegs eine rühmliche Rolle gespielt hatte. Er hatte mit Mark Anton seine Gegner mit rücksichtsloser Grausamkeit beseitigt und ist auch schuld an dem Tode Ciceros gewesen, als dieser seine berühmten philippischen Reden gehalten hatte. Im übrigen hatte er auf strategischem Gebiet mehr Glück als Fähigkeit, wie die beiden Schlachten von Pharsalus und Aktium beweisen. So wurde er von dem Diapsychikum der damaligen Zeit in die Höhe getragen, ohne, zumal angesichts der bedrückenden Erlebnisse in seiner Familie (Julia), die Erinnerung an seine Vergangenheit loswerden zu können. Er entwickelte sich immer mehr zu einem Sonderling, wie das sein Biograph Sueton

z. B. des Kaisers Hadrian ausgeführt hat. Das Diapsychikum seiner Zeit war also zur Aufnahme neuer religiöser Strömungen durchaus geeignet, so daß das Christentum im Westen rasche Ausbreitung fand. Es entstand in einem Teile der Welt, wo infolge der Rassenvermischung die größtmögliche Aussicht auf Verbreitung war. Bei seinem Zuge nach Westen verflachte es immer mehr, um schließlich in dem geistlichen Exerzierreglement des Ignaz von Loyola (les extremes se touchent, wie der Franzose sagt), wieder weitgehend an den östlichen Kulturkreis anzuknüpfen.*) Es stellt, an den der indischen Philosophie gemessen, den Weg des Bhakti-Marga dar, da dieses für die viel mehr im Irdischen verwurzelte Einstellung des Abendländers geeigneter als der Weg der Erkenntnis erscheint.

Auch der Begriff der Revolutionen, der so oft in der Weltgeschichte auftaucht, gehört hierher, da diese in erster Linie als Massenerscheinungen zu bewerten sind. Es gibt auch künstliche, d. h. gemachte Revolutionen, die vielfach auf die Einwirkung gewisser Interessenkreise zurückzuführen sind, wie das z. B. öfters in den kleinen Zwischenstaaten Amerikas der Fall ist. Große Revolutionen entstehen, indem das Diapsychikum des betr. Staates durch bestehende Mißstände eine den bisherigen Zuständen feindliche Einstellung enthält. So ist die französische Revolution im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß der Boden des Landes zum größten Teile dem Adel und der Kirche gehörte, ohne für die anderen Raum zu lassen. Die Führer wechseln bezeichnenderweise oft in solchen Übergangszeiten, da das Diapsychikum das wesentliche ist. Vielleicht ist dadurch auch die merkwürdige Erscheinung Napoleons I. erklärbar, in dem schließlich diese Revolution einmündete. Das Diapsychikum war (nach Abschaffung der früheren Vorrechte des Adels und der Kirche) derartig verstärkt und ausgerichtet, daß ein einziger leichter als früher imstande war, die Massen mit sich fortzureißen. Die anfängliche Einstellung Napoleons war zunächst eine durchaus romantische gewesen (er hatte als Sekondeleutnant fünfmal den Werther gelesen) — erst im Laufe der Zeit wurde er zu dem großen Eroberer und Menschenbeherrscher, dem schließlich deutsche Studenten in Jena „Attila, Attila" nachriefen.

So erscheinen auch die politischen Prophezeiungen in einem ganz anderen Lichte, die besonders nach dem Weltkriege die größte Beachtung gefunden haben. Es stellte sich heraus, (vgl. das Buch von Grobe-Wutischky über den Weltkrieg in der Prophezeiung), daß der Verlauf dieses großen Krieges in vielen Einzelheiten ganz richtig im voraus angegeben war. Es dürfte hier naheliegen, zwischen der Einsicht der Sensitiven in das Diapsychikum zu unterscheiden und der in die sog. Kausalwelt, wo das Zukünftige in Form von Gedanken potentiell vorgebildet ist. Was sich also durch menschliche Kombinationsfähigkeit ermitteln ließ, dürfte ersterer zuzuweisen sein. Die Gefahr besteht, daß Sensitive, denen nur das Diapsychikum zugänglich ist, diese Erkenntnisse für wirklich echte halten und sie einer höheren Kausalität entnommen zu haben glauben. In Wirklichkeit scheint es tatsächlich eine doppelte Art von Ideenwelt zu geben: eine solche, die von der Menschheit beständig geschaffen wird und in der auch die Ideenkomplexe von Völkern, Rassen usw.,

*) Vgl. meine Studie über das Joga und seine Auswirkung auf das europäische Geistesleben. J. von Loyola hat, wie ich erst nachträglich erfuhr, sogar die Atemübungen in sein System aufgenommen. Übrigens gehören, wie als nachträgliche Richtigstellung bemerkt sei, Konzentration, Meditation und Kontemplation als 6. bis 8. Stufe in das Jogasystem, während die ersten fünf Stufen nur die Vorbereitung darstellen.

abgelagert werden, und eine solche, die als Ausdruck einer höheren, jenseitigen Welt anzusehen ist. Plato meint mit seiner Lehre von den Ideen (z. B. der des Tisches) an sich offenbar die niedere Welt, da alles, was auf der Erde geschaffen wird, zunächst in Gedanken vorhanden ist — er scheint aber in ethischer Hinsicht auch jene höhere Welt gemeint zu haben, wo auch das wahrhaft Gute und Schöne vorhanden ist im Gegensatz zu der Meinung der Sophisten, daß man durch Beredsamkeit das Gute zum Schlechten und umgekehrt machen könne.

So spielt das Diapsychikum auch in der Politik und Geschichte eine große Rolle, wie ja auch die Massensuggestion in diesem Sinne als nichts anderes aufzufassen ist, denn als Übertragung psychischer Strahlen in jenes Kraftfeld; das in erregten Zeiten besonders zusammengeballt ist. Die Fähigkeit, die Masse mit sich fortzureißen, ist also von hier aus durchaus verständlich, aber es ergibt sich daraus auch der Begriff der Volksgunst, der aura popularis, wie die Römer so treffend sagten, die, bald hierhin, bald dorthin gelenkt, große Bewegungen auslösen, aber auch großen Schaden anrichten kann.

Golgatha: Wissenschaft und Mystik.

Eine medizinisch-apologetische Studie über das Grablinnen von Turin.

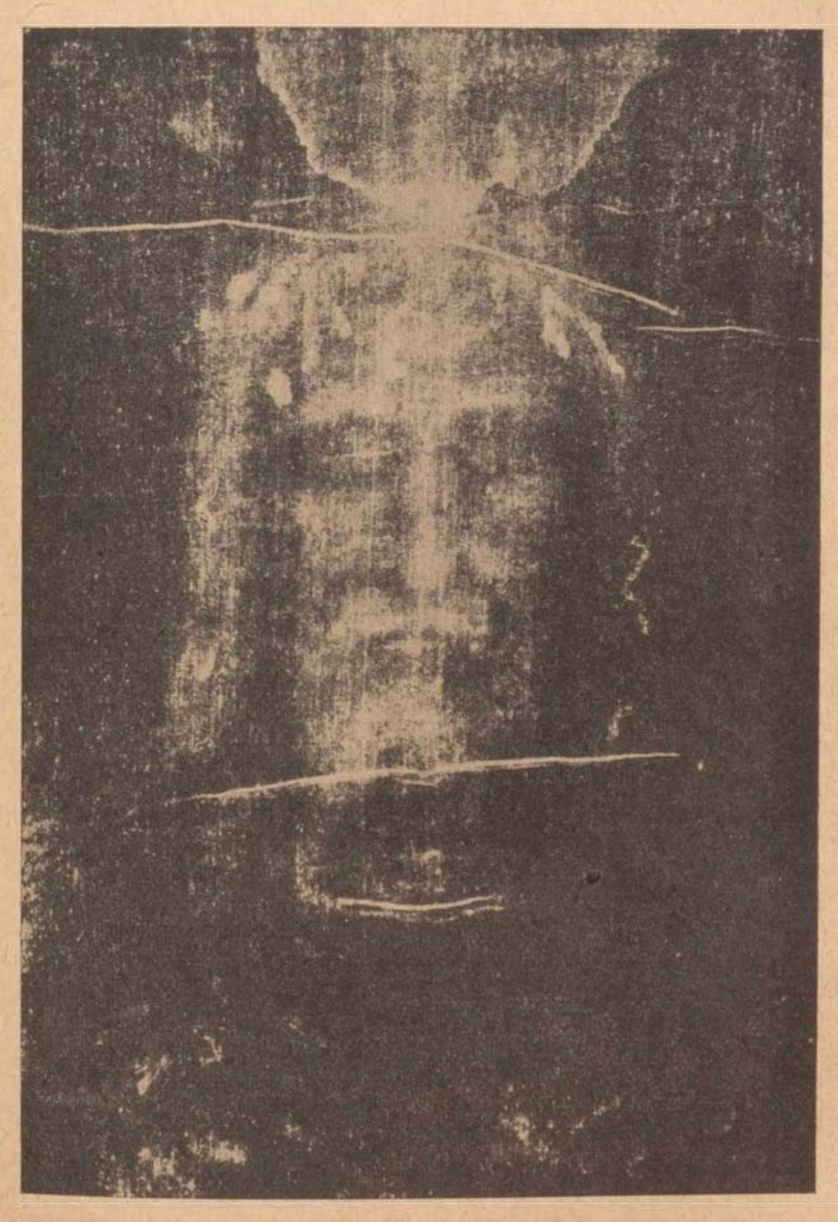
(Mit 1 Abbildung.)

Von Dr. med. R. W. Hynek, Prag.

(Bericht von Gertraut Koch, Berlin.)

Die Besprechung dieses Buches soll hier als ein außerordentlich interessanter Beitrag zum Problem der Kreuzigung und des Kreuzigungstodes betrachtet werden. Es muß dabei offenbleiben, ob die in erschütternder Übereinstimmung mit den Überlieferungen sich offenbarenden Spuren eines menschlichen Antlitzes und Körpers Jesu von Nazareth zugeschrieben werden können, wie dies die katholische Kirche vertritt. Denn von den angeblich existierenden 42 echten Grabtüchern Christi ist das Grablinnen von Turin das einzige von der Kirche anerkannte, weil nur auf ihm sich die Abdrücke eines Gekreuzigten in wirklich ergreifender Darstellung enthüllen. Die Geschichte dieses Grablinnens sei kurz gestreift. Das Tuch läßt sich zuverlässig bis 1206 zurückverfolgen. Doch berichtet schon die heilige Nino von der Leinwand, die Petrus aus dem Grabe genommen und aufbewahrt haben soll. Kurz nach dem Konzil von Ephesus kam die Kaiserin Eudoxia nach Jerusalem und sandte ihrer Freundin, der Kaiserin Pulcheria, das Grabtuch nach Konstantinopel. Es hat den Aufbewahrungsort dann mehrfach gewechselt, war aber 1201 wieder in Konstantinopel. Durch Otto de la Roche kam es dann nach Frankreich, wo es schließlich nach allerlei Irrfahrten in den Besitz der Familie von Charny gelangte. Marg. de Charny schenkte es am 23. März 1452 der Herzogin von Savoyen, die es in der Kollegiatkirche von Chambéry aufbewahren ließ. In den Religionswirren wanderte die Reliquie nach Vercelli, dann nach Lirey in Belgien, wo Dürer sie im Jahre 1516 kopiert hat; nach allerlei Umwegen erreichte die Reliquie Chambéry wieder. Bei einem großen Brand am 4. 12. 1532 gelang es, das Grabtuch zu retten, doch wurde die Gestalt durch Brandflecke beschädigt. Zwei Jahre darnach ließ man die ärgsten Brandlöcher von den Klarissinnen in Chambéry mit Leinwand von Corporalien ausbessern und das ganze Totenlaken mit einer Unterlage ausfüttern (vom 16. 4.—2. 5. 1534). Nach abermaligem Wandern kehrte das Tuch 1578 nach Chambéry zurück. Als in diesem Jahr in Mailand die Pest ausbrach,

gelobte der dortige Bischof zur Abwendung des Unheils zu dem heiligen Grablinnen nach Chambéry zu pilgern. Um dem Greise die Erfüllung des Gelübdes zu erleichtern, ließ der Herzog von Savoyen die Kostbarkeit nach Turin bringen. Dort ist sie seit dem 14. 9. 1578 für immer geblieben. Seit dem Jahre 1694 wird die „Santa Sindone" in einer für sie erbauten kostbaren Kapelle in einem silbernen Schrein aufbewahrt. Die Reliquie wurde



Das Antlitz Christi nach der positiven Wiedergabe der Lichtbildaufnahme von G. Enrie, Turin 1931. Mit Genehmigung des Verlages Badenia, Verlag und Druckerei, A.-G., Karlsruhe.

früher alljährlich, später nur bei besonderen festlichen Anlässen den Gläubigen gezeigt. Die letzte öffentliche Schaustellung im vergangenen Jahrhundert war anläßlich der Turiner Ausstellung für sakrale Kunst im Jahre 1898. In diesem Jahre wurde die Santa Sindone zum erstenmal fotografiert von dem Amateurfotografen S. Pia. Diese Aufnahme setzte die Welt in Erstaunen und Erschütterung. Ein heftiges Für und Wider setzte ein! Im 20. Jahrhundert wurde die Reliquie vom 3.—24. Mai 1931, anläßlich der Vermählung des Prinzen von Piemont, ausgestellt. Der Berufsfotograf Cavaliere G. Enrie fotografierte sie zweimal auf verschiedenen Platten bei elektrischem Licht in der Stärke von 20 000 Kerzen, in Anwesenheit zahlreicher kirchlicher Würdenträger und Gelehrter. Enrie selbst berichtet in einem Buch ausführlich über die Technik seines Verfahrens, wobei wesentlich ist zu behalten, daß der Abdruck des Körpers auf dem Leichentuch ein durch Menschenhand unnachahmbares Negativ ist, das auf der fotografischen Platte ein positives Bild von wunderbarer Vollkommenheit offenbart. Es muß also für Bildzwecke die erste Platte neuerdings auf eine fotografische Platte kopiert werden. Bei dem Tuche selbst handelt es sich um eine in Glas und Rahmen gespannte, verbürgt ursprüngliche antike reine Leinwand (geprüft von dem Textilfachmann Cav. Virginio Timossi, Sekretär des fasch. Syndikats der Fachleute von Turin) von 4,36 Meter Länge und 1,10 Meter Breite, auf dem wir mit bloßem Auge schon ziemlich deutlich die Umrisse einer auffallend hohen männlichen Leiche und zwar von beiden Seiten, von vorn und von rückwärts, abgedrückt sehen. Der französische Forscher Cordonnier schreibt über die Fotografie des Grabtuches wie folgt:

„Die Fotografie des Grabtuches zeigt uns ein, durch die Dornen erwirkt blutbedecktes Gesicht. Blutspuren schimmern im Haar. Auf der Stirn verliert sich ein gekrümmter Tropfen in der Augenbraue, hervorgerufen durch die Dornen oder den Reifen der Krone oder vielleicht durch die Falten der durch den Schmerz zusammengezogenen Stirne. Die Augen sind geschlossen, angeklebt durch die Tränen. Die Nase ist ganz gequetscht. Die Wange aufgerieben . . . Betrachten wir nun den blutigen Abdruck, welchen die Seitenwunde zurückgelassen hat. Wir sehen sie rechts auf dem Leichentuch, aber links auf dem umgekehrten Bild. Eine dreieckige klarere Stelle ist in der Nähe, als Flickfleck gesetzt zum Ausbessern von Feuerschäden. Aber dunkle Stellen der Verbrennung überragen ein wenig und hören erst ganz auf bei dem so ergreifenden blutigen Mal. Sein Farbton von einem sehr schwachen Rosa hat sich auf dem Positiv des Bildes des Leichentuches viel dunkler widergegeben, aber auf dem Negativ ist es sehr hell auf dem dunklen Grund. Die Seitenöffnung ist gut sichtbar, obwohl der Abdruck des unteren Randes ein wenig verwischt ist durch all das Blut, welches aus der Wunde quillt. Diese hat fast vier Zentimeter Länge, die Breite des Lanzenstiches. Sie ist geneigt, parallel zu den Rippen; die Lanze muß über der sechsten Rippe eingedrungen sein (nach Dr. Barbet, Chirurg am St. Josephs-Hospital in Paris) usw. . . ."

Die große Frage ist die, wie das wirkliche Negativ entstanden ist, das ein so wunderbares Bild als Positiv wiedergibt. Französische und italienische Gelehrte haben sich um die Beantwortung dieser Frage verdient gemacht, so vor allem Prof. Dr. Paul Vignon, Paris, Professor der Physik M. Colson an der Pariser Polytechnik und der Universitätsprofessor an der Sorbonne, Physiologe Dr. Yves Delage. Am besten lassen wir Prof. Dr. Y. Delage sprechen:

„Nur eine aufmerksame Untersuchung der Abdrücke am Turiner Linnen läßt das Gesetz ihrer Entstehung erkennen. Die Bilder sind eine Projektion, allgemein rechtwinklig, etwas diffus. Die Intensität der Farbe auf jedem Punkt ist verschieden mit der Entfernung eben dieses Punktes von dem entsprechenden Punkt des Körpers. Diese Intensität vermindert sich schnell mit der wachsenden Entfernung, und selbst in Entfernung von wenigen Zentimetern hört sie auf. So muß das Problem lauten: Welche Strahlungen und welche Substanz kann von einem toten Körper kommen, damit solche Abdrücke entstehen? Die Ansicht Prof. Vignons ist — und ich unterschreibe sie vollkommen —, daß hier ein Körper auf das Linnen gelegt wurde, und die andere Hälfte des Linnens über das Haupt nach vorne umgeschlagen wurde. Dieser menschliche Körper war bedeckt mit einem an Harnstoffen reichen Schweiß. Daneben kommen noch Blut und Ausdünstungen des leblosen, aber in hohem Fieber Dahingeschiedenen hinzu. Diese Harnstoffe verwandelten sich zu Ammoniumkarborat, und dieses in Ammoniak, welcher schließlich bewirkte, daß das Linnen, welches mit Aloe getränkt war, unter diesen alkalischen Dämpfen — je nach der gegebenen Entfernung von den betreffenden Körperteilen — sich braun verfärbt hat. Und so ist dieses negative charakteristische Bildnis entstanden." Und weiter: „Das entwickelte Negativ dieses Bildes (des dargestellten Objektes), das ohne Zweifel in diesem Fall zu einem Positiv wurde, zeigt eine unerwartete Klarheit, eine anatomische Vollkommenheit und einen ganz überraschenden ästhetischen Charakter! Der Körper hat eine absolut richtige Modellierung". Die Versuche Prof. Vignons haben klar ergeben, daß die Abdrücke auf dem mit Aloe getränkten Leinentuch am deutlichsten bleiben, wenn das Tuch nicht länger als ca. 36 Stunden auf dem Leichnam liegen bleibt. Für die Beweisführung der kathol. Kirche, die in dem Turiner Grablinnen das Leichentuch Christi sieht, ist diese Feststellung außerordentlich wichtig! Zu seinen Untersuchungen äußerte Prof. Delage feierlich: „In der Behandlung dieser Frage bin ich dem wahren Geist der Wissenschaft treu geblieben. Ich habe mich darum bemüht, die Wahrheit festzustellen, gleichgültig, ob sie irgend einer religiösen Partei paßt oder nicht . . . denn wer sich durch solche Erwägungen beeinflussen ließe, ist ein Verräter der wissenschaftlichen Methode."

An weiteren experimentellen Arbeiten, die mehr oder weniger eine Gleichsetzung dieses Gekreuzigten mit Jesu Christo als Ziel haben und auch eine Art gerichtsmedizinische Identifikation darstellen, haben sich Chirurgen, Anatomen, Hämatologen, Vertreter der gerichtlichen Medizin (Prof. Gedda, Rom; Dr. Pierre Barbet, Paris; Universitätsprofessor der gerichtl. Medizin, Prof. Hajek, Prag u. a. m.) beteiligt. Es bildeten sich zwei Untersuchungskommissionen, und die Männer der Wissenschaft haben an Hand des Grablinnens die medizinische Wirklichkeit des Kreuzigungstodes bis in alle Einzelheiten nachprüfen können. So die Totenstarre, den Blutschweiß, die Dornenkrone, die Gesichtsverunstaltung (Wangengeschwulst, Nasenbruch), die Kreuztragungswunde, die Spuren der Geißelung. Die Kreuzigungstechnik wurde auf Grund einer Reihe von Versuchen geklärt und selbst das Rätsel der Seitenwunde hat Dr. Barbet gelöst. Dr. Hynek kommt in Zusammenfassung aller Einzelheiten der Spezialuntersuchungen zu dem Schluß, daß dieser Gekreuzigte des Turiner Grablinnens den Tod durch tetanoide Krämpfe, durch Erstickung unter ungeheuren Schmerzen bei vollem Bewußtsein starb.

In einer Art gerichtsmedizinischer Identifikation bemüht sich Dr. Hynek um den Nachweis, daß der Gekreuzigte des Turiner Grablinnens wirklich

Christus gewesen sei. Er findet eine genaue Übereinstimmung der Messiasprophezeiungen und der Evangelienberichte in bezug auf den durch das Grablinnen sachlich erkannten Tatbestand.

Eines muß jedenfalls auch hier betont werden: alle Menschen, die das Antlitz des Turiner Grablinnens je gesehen haben, bezeugen übereinstimmend, daß es sich um ein besonders ergreifendes Angesicht handelt. Außer Dürer hat auch van Dyk das Grablinnen gesehen und darnach sein Kreuzigungsbild geschaffen (beachte dabei die Annagelung durch die Handwurzeln, nicht durch Handrücken oder Handteller, wie vor Kenntnis des Grablinnens angenommen wurde). Die Visionen von Konnersreuth und Dülmen (Katharina Emmerick) sind in völliger Entsprechung mit dem Angesicht des Gekreuzigten auf dem Turiner Grablinnen.

Der Engländer A. St. Barnes äußert sich folgendermaßen: „Der Ausdruck dieses Antlitzes wirkt sogar bestürzend. Zuerst bemerkt man tiefste Trauer in diesen Zügen, aber gleichzeitig auch eine milde Resignation, welche neben einem mächtigen Eindruck von Größe und Majestät besteht. Hier sieht man keine Spuren von nur rein menschlichen Leidenschaften oder Schwachheit, weder Haß noch Zorn. Das ist ein Antlitz von einem ewigen Richter, der nur auf einen Augenblick zum Nachsinnen seine Augen geschlossen hält."

In jedem Fall stellt dieses Bild eine der seltsamsten Entdeckungen dar.

Mystik und Okkultismus im deutschen Schrifttum.

Nachträge.

Ausgang und Ursachen des Materialismus.

Von Prof. Johannes Kasnacich-Graz. (Schlußteil.)

„Der Mensch nämlich ist das grausamste Tier. Bei Trauerspielen, Stierkämpfen und Kreuzigungen ist es ihm bisher am wohlsten auf Erden." (Nietzsche).

„Der Unterschied zwischen Mensch und Mensch ist manchmal größer als der Unterschied zwischen Mensch und Stein." (G. Meyrink).

Des Menschen Ziel, das höchste, heißt Alleinsein;
Bleib fern der Welt, sei Fürst der Einsamkeiten,
Du mußt allein sein, willst du nicht gemein sein.

Prinz E. Schönaich-Carolath

„Wenn ihr jemals auch nur einen einzigen Menschen kennengelernt habt, dem ihr vom ganzen Herzen gut sein könnt und den ihr achtet, so haltet um dieses einen Menschen willen euer Herz warm für die ganze Menschheit."

(Frd. Lienhard Oberlin)

„Das Zusammenleben der Menschen ist auf die Dummheit angewiesen. Sie ist das bequemste und wohlfeilste Verkehrsmittel." (R. Schaukal).

Nicht der ist auf der Welt verwaist,
Dessen Vater und Mutter gestorben,
Sondern der für Herz und Geist
Keine Lieb' und kein Wissen erworben. Fr. Rückert

Der Mensch ist nicht so schlimm, als seine Taten zeigen,
Denn seine Taten sind zum kleinsten Teil ihm eigen.
Nichts Böses überhaupt tut er vielleicht aus Trieb
Zum Bösen, sondern weil zu tun nichts andres blieb.
Laßt ihn das Gute tun, gebt ihm zum Guten Raum;
Und Böses dann zu tun, fällt ihm nicht ein im Traum.

Frd. Rückert

„So ist der Mensch, halb Geist und halb aus Stoff, vom Himmel halb und in der Erde Grenzen hoch gebunden. Der Geist hebt ihn empor und trägt ihn fort durch alle Fernen und Unendlichkeiten, trotz Raum und Zeit und spottet aller Schranken, indeß der Körper erdhaft, erdgebunden ihm jede Stunde sagt: Du bist nur Mensch, bist Mensch mit allen Trieben und Gelüsten, wie jedes Tier sie spürt in Hunger, Brunst und Frost.“ (B. von Selchow „An der Schwelle des vierten Zeitalters“).

Frank Thieß nennt den Menschen ein Kind, das Gott in die weglose Nacht des kosmischen Raumes aussetzte und das nur zu leben vermag, wenn es das moralische Gesetz erkennt und danach handelt — Nichts anderes habe ihm Gott mitgegeben, um seine Blöße zu decken.

Drum ist ein guter Mensch, wie Goethe sagt, in seinem dunklen Drange sich stets des rechten Weges wohl bewußt. Weit schlimmer ist es hingegen mit seinem Verstande bestellt, mit jenem Schein des Himmelslichts, das ihm Gott gegeben und das er (Goethe, Faust) nur dazu braucht, um tierischer als jedes Tier zu sein. So wird sein Streben zu einem steten Irren.

„Es irrt der Mensch, solang er strebt.“ (Goethe).

Was jedoch die vielgepriesene Gottebenbildlichkeit des Menschen betrifft, so ist auch diese nur äußerer Schein, nur blendender Trug der Maya. „Denken Sie sich, Sie wären ein Geist: und nun begegnete Ihnen ganz unerwartet ein lebender Mensch, den Sie mit Ihren Geisteraugen natürlich durch und durch schauen. Sie sähen dieses schnaubende Ungetüm auf sich loskommen, umgeben von einer Wolke von Dunst, die aus seinem Körper aufsteigt; sähen, wie die Lungen keuchend auf und ab arbeiten, das Herz zischend und gurgelnd die Blutwellen ausstößt und wieder aufnimmt und dann aufs neue fortstößt, wie dabei eine Klappe sich schließt und die andere Klappe aufklafft, und wie der Magen gärt und reibt und arbeitet, und wie die Nerven sich schwingen und zittern und die Sehnen sich spannen und wieder abspannen, daß die Glieder ruckweise bald so, bald so sich rühren und spreizen; und so denken Sie sich die Maschine auf sich zuschreiten, die Augen rollend, das Gehirn vibrierend und arbeitend, alle Muskelfasern in voller Bewegung, dabei die zischenden und gurgelnden Töne, die durch die Stimmritzen fahren — sagen Sie, könnte ein armes Gespenst nicht verrückt werden vor Entsetzen und Abscheu bei einem solchen Anblick.“ (L. Schücking).

Mögen nun die Sehachsen des Betrachters des Phänomens Mensch auf endlich oder unendlich eingestellt sein, überall im Leben erblickt er nur Leid und Not. „So tief der Mensch in das Leben sieht, so tief sieht er auch in das Leiden.“ (Nietzsche).

Sagt, wer sind auf jenen Matten,
Wo so manche Blumen blühn,
Die verwandten stillen Schatten,
Die in holder Eintracht ziehn?
Schmerz und Leben heißen beide,
Beide sind sich nah verwandt,
Manchmal grüßet sie die Freude,
Und das Leben reicht die Hand.
Aber dann tritt Schmerz dazwischen,
Schnell entflieht dann zu den Büschen
Freude, sie verbirgt sich in dem stillen Hain —
Schmerz und Leben bleiben stets allein. Tieck

„Wir sind auf einer Mission. Zur Bildung der Erde sind wir berufen." (Novalis).

„Menschen zu beschreiben ist deswegen bis jetzt unmöglich gewesen, weil man nicht gewußt hat, was ein Mensch ist. Wenn man erst wissen wird, was ein Mensch ist, so wird man auch Individuen genetisch beschreiben können. — Nur wenn wir uns als Menschen mit anderen Vernunftwesen vergleichen könnten, würden wir wissen, was wir eigentlich sind, auf welcher Stelle wir stehen." (Novalis).

„Wer bei der Erklärung des Organismus keine Rücksicht auf die Seele nimmt und das geheimnisvolle Band zwischen ihr und dem Körper, der wird nicht weit kommen." (Novalis).

„Es steht mit Sicherheit fest, daß in unserem bewußten Leben unser volles Leben nicht zum Ausdruck kommt, sondern daß es uns nur einen Teil von dem zeigt, was alles in uns ist." (J. Illig).

„Die Erde ist eine Bußkolonie, in der wir die Strafe der Verbrechen erleiden, die wir in einem früheren Dasein verübten, und deren schwache Erinnerung unser Gewissen mahnt, uns zu beständigem Streben nach Veredlung anzufeuern." (Strindberg „Inferno").

„Weißt du, was das Leben für mich macht? Daß ich mir zuweilen einbilde, es sei nur eine Halbwirklichkeit, ein böser Traum, der uns als Strafe auferlegt ist; und daß man im Augenblick des Todes zu der wirklichen Wirklichkeit aufwacht, indem man zum Bewußtsein kommt, daß es nur ein Traum war." (Strindberg „Inferno II").

„Nach dem Tode wird uns diese Welt wie eine Traumwelt erscheinen." (G. W. Surya).

„Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort Gottes, das durch seinen Mund geht. Das heißt, wer sich sein Leben lang nicht mit Fragen des höheren Seins und Werdens abgibt, verfällt dem geistigen Tode." (R. John Gorsleben).

„Denn es ist ja ein jedes Haus ein Haus der Schatten. — Wir alle wohnen darin, wo wir auch sein mögen auf dieser Erde, und wir alle wandern über Stufen und Schwellen, die wir nicht sehen und die nur ein inneres Licht erleuchtet." (M. Kyber).

„Wir alle wandern von einem Leben zum andern, und wir bauen an uns und am Gebäude der Welt." (M. Kyber).

„Denn alle Menschen sind ja, mit inneren Augen beobachtet, nicht nur das, was sie heute scheinen — ihr Heute ist nur ein kleiner Teil von dem, was sie waren und sein werden." (M. Kyber).

„Wie selten gelingt es uns, das verworrene Gewebe unseres Lebens zu entwirren, ehe es der Tod uns aus den Händen nimmt und ein neues Muster daraus gewoben wird am Webstuhl des ewigen Werdens." (M. Kyber).

„Übrigens ist der Mensch ein dunkles Wesen, er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht und Gott soll mich davor bewahren." (Goethe).

„Die Tiefen unseres Geistes kennen wir nicht. Nach innen geht der geheimnisvolle Weg. In uns oder nirgends ist die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft." (Novalis).

„Der höhere Mensch beginnt ja überhaupt jenseits des Normalen. Diesseits ist er nichts als ein „animal", ein sich ernährendes, sich fortpflanzendes

und Trieben unterworfenes, im Rahmen der formalen Logik denkendes Lebewesen, das sich dort auch noch wohl fühlt." (Dr. M. Kemmerich).

„Wer ist nicht Büßer, wer nicht Wanderer? Weltwanderer sind wir, das ist unsre Buße." (K. Gjellerup).

Der Menschheit Los bleibt ew'ges Flügelspreiten,
Bleibt Kampf um Licht mit feindlichen Dämonen.
Prinz E. Schönaich Carolath

„Die Entwicklung unserer Seele zu immer größerer Reinheit und Vollendung hört auch drüben nicht auf; und je nach unserer Entwicklungsstufe bilden wir dort mit den Geistesverwandten, die in gleichem Seelenzustande sind ‚seelische Landschaften oder Stationen oder Gruppen. Die Seele fertigt sich selber das Gewand, das sie einst tragen wird. Aus der Summe ihrer Kräfte und Tugenden bildet sich ihr künftiger Zustand, das Resultat ihres Lebens." (Frd. Lienhard „Oberlin").

„Der Mann ist kein Dreieck, worauf man den Pythagoräischen Lehrsatz anwenden kann." (R. Huch).

„Der Mensch ist eine Durchgangsstufe! Alles war einmal Mensch oder wird es werden." (G. W. Surya).

„Ein hoher geheimnisvoller Wille treibt die Menschheit rastlos vorwärts, und dieser Wille der Vorsehung ruht nicht eher, als bis er sein hohes Ziel erreicht hat, und daher entwickelt sich auch die Menschheit wie das ganze Weltall, dem göttlichen Plane gemäß von der Unvollkommenheit zur Vollkommenheit." (G. W. Surya).

„Der Mensch ist in biologischer, physiologischer und psychologischer Beziehung ohne Zuhilfenahme der Geheimwissenschaften gar nicht erklärbar." (G. W. Surya).

„Mensch sein heißt gebunden sein an Zeit und Raum und aus den Grenzen beider nicht zu lösen." (B. von Selchow „An der Schwelle des vierten Zeitalters").

„Es gibt eine Ferne, die war, von der wir kommen.
Es gibt eine Ferne, die sein wird, zu der wir wandern.
Und doch ist alle Ferne nahe, wenn man es recht begreift."
(M. Kyber).

„Der Mensch ist da, daß er nachringe der Größe seines Schöpfers, mit eben dem Blick umfasse die Welt, wie sein Schöpfer sie umfaßt. Gottgleichheit ist die Bestimmung des Menschen. Unendlich zwar ist dies sein Ideal, aber der Geist lebt ewig." (Schiller).

„Die individuelle Seele soll mit der Weltseele übereinstimmend werden. Herrschaft der Weltseele und Mitherrschaft der individuellen Seele." (Novalis).

Dieser Ausspruch bringt Licht in das Dunkel, das die Theosophen und Anthroposophen auf ihren Spaziergängen in das Reich der indischen Mystik verbreitet haben. Nirwana! Rückkehr der Seele zu ihrem Ursprung. Eins werden der Seele mit Gott. Dunkle Worte, die weniger als nichts besagen. Von einer Auflösung der Individualität kann natürlich nicht die Rede sein. Es kann nur die Einfügung des Einzelichs in den göttlichen Akkord gemeint sein.

„Das Dasein des Menschen ist dem Dasein der Sonne ähnlich. Sein Erwachen ist der Morgen: der Mittag ist sein irdisches tätiges Leben, der Abend ist sein Tod. Die Sonne verläßt den Horizont, und ihr helles Licht verwandelt sich für unser Auge in Dämmerung, und doch erleuchtet es noch

manche Hütte, oder wird noch gesehen von manchem Wanderer, der auf höheren Gegenden wohnt.

So verschwindet der Mensch, wenn er stirbt. Sein Leben war Mittag für uns; sein Tod ist Dämmerung. Er ist hinüber: doch wirkt er nach rückwärts, ist gleich seine Wirkung schwächer; wird auch noch gesehen von manchen, aber nicht vom Bewohner des tiefen Tales, sondern von dem, der seine Hütte auf höhere Gegenden baute. Dieser sieht noch das Bild der Sonne, genießt noch ihr Dasein, da sie für die übrigen schon längst verschwunden ist." (Eckartshausen).

„Und das ist ein Großes, das sie bedenken sollen, nichts ist im Himmel noch auf Erden, das nicht sei im Menschen." (Paracelsus).

Schmerz.

„Glücklich, wer im Diesseits durch eine harte Schule gehen darf, die ihm dann das Jenseits erspart." (Kemmerich).

„Das Leiden ist die beste Kraft zum Eindringen in die Geheimnisse, die für den Sehenden keine mehr sind." (H. Zöberlein).

„Alle Menschen sind ein Volk. — Durch eine allgemeine Sprache vereint! Die allgemeine Sprache der Völker sind Tränen und Seufzer." (Leisewitz).

Schlag du im Stein des Leides deine Stufen,
Indeß der andre sich im Staube quält,
Denn wer die Höhe sucht, der ist berufen,
Doch nur wer sie erkämpft, ist auserwählt. Ephides*)
Die Leidbejahung ist der letzte Schritt
Im Leid, der erste aber zur Vollendung. Ephides

„Freuen wir uns über die Qualen, die ebenso viele bezahlte Schulden sind, und glauben wir, daß wir aus Barmherzigkeit nicht erfahren, welche Ursachen ursprünglich unsere Strafen haben." (Strindberg „Inferno").

„Das Leiden ist die Erlösung, und der Tod die Befreiung." (Strindberg „Traumspiel").

„Ein großer Kummer ist etwas Erbauliches; das Leben wird zum Feiertag; man hat etwas verloren, aber man hat auch etwas gewonnen, etwas Kostbares, Teures, das man hütet. Man sucht die Einsamkeit auf, um sich nicht gemein machen zu müssen; man bekommt Widerwillen gegen Speise und Trank, denn was man empfängt, will das Haus gekehrt und rein finden; die Augen werden von Tränen rein gewaschen; der ganze Körper weint inwendig, löst sich auf; man weint sich in den Schlaf, der eine Gnadengabe ist, die den Tränen folgt." (Strindberg „Blaubuch II").

„Es ist alles Schicksal und Weisheit, Gesetz, das die ewig wandernde Seele sich selbst gewirkt. Und was Menschen nicht ersehen können und wollen, ist Sühne oder Hammerschlag für Höhenwege, nach denen die Seele strebt." (Sterneder „Der seltsame Weg des Klaus Einsiedel").

Betet zu Gott, daß er euch Leiden schickt,
daß er der Weltlust Glut in euch erstickt
mit Qual und Schmerz, damit er in dem Schweigen
der Seele leuchtend in euch auf kann steigen
und euch erquicken, wie euch nichts erquickt
als er, der Ewige! W. v. Scholz (Herzwunder)

„In die Hölle des Lebens kommt nur der hohe Adel der Menschheit; die anderen stehen davor und wärmen sich." (Hebbel).

*) Ephides „Gedichte" — mediunim niedergeschrieben von Frau H. Zahrada.

Im Roman „Perpetua“ von W. v. Scholz, trifft Katharina im Kerker mit einem Mann zusammen, der sich selbst eines Verbrechens, das er nicht begangen, bezichtigt hat. Er erzählt ihr, daß er von Jugend auf von allem ausgeschlossen gewesen sei, was seine Genossen Böses getroffen habe, Krankheiten, Strafen, Prügel, Tod. Zuerst habe er geglaubt, daß es ein Glück sei, endlich aber habe er erkannt, es sei ein Fluch, Verwünschung. Es sei Ausgeschlossensein vom Leid, das die Menschen verbinde. Es sei eine Ausstoßung. Er sei jetzt hier gefangen, weil er sich selbst beschuldigt, damit man ihn richte. Er wolle nicht ausgeschlossen sein, nicht sein wie Ahasver ohne Not und Tod. Er wolle seinen Tod haben! Aber die Richter glauben ihm nicht. Er wird aus dem Gefängnis entlassen. Da nimmt hellseherisch Katharina einen Engel wahr, der ihn bei der Hand nimmt, ihn zum Ausgang zu führen, und dessen Auge zu sagen scheint: büße weiter! noch hast du es nicht vollbracht! Und Katharina, die aus dem Gefängnis ausbrechen möchte, glaubt die Mahnung zu hören: dem Geschenk des Leides nicht auszuweichen!

Liebe. Wen Liebesmacht in feurigem Gefährt
Auf Flammenspeichen rettet vom Gemeinen,
Dem werden Sonnen der Vergebung scheinen
Im Heimatland, des Frühling ewig währt. Schönaich-Carolath

„Eine Liebe, die man zurücknehmen kann, ist keine Liebe. Die Liebe gibt entweder alles oder sie gibt gar nichts.“ (O. Ludwig).

„Die Liebe ist ein Gottbeweis, kein Teufel hätte uns so etwas Himmlisches gegönnt.“ (C. L. Schleich).

„Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigentums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Wesens.“ (Schiller).

„Im Endlichen kann Unendliches aufleuchten — im Vereinzelten kann Selbstschau des Ewigen stattfinden — es kann sich das Geschöpf aus seinem Bruchstück-Bewußtsein erheben und in sich Gottähnlichkeit finden. Wo das Ich auch nur seine Erweiterung in dieser Richtung erlebt, schon da geht ihm die Sonne Ewigkeit auf. Solch ein Aufleuchten aber ist die Liebe. In seinem Lieben fühlt sich der Mensch vervollständigt, zu einer höheren Gemeinschaft ergänzt, ebenso wie er zugleich aktiv der Ergänzung dient, nämlich den geliebten Menschen vervollständigt. Zwei Liebende fühlen sich als Paar einem höheren Range angehörig; ihr Lieben ist das bessere Dritte, das sie zustande gebracht haben — eine Ueberwindung der Vereinzelung, der Engherzigkeit des Ichgeschöpfes. Deshalb auch fühlen sich Liebende wie neugeboren zu einer höheren Stufe des Daseins.“ (Br. Wille). (Fortsetzung folgt.)

Die magnetische Mumienbildung.

II: Mumienbildung menschlicher Embryonen.

Neuere Versuche haben wieder einmal bewiesen, daß der menschliche Magnetismus die Macht besitzt, keimfrei zu machen. Es ist einer unserer eifrigen Eingeweihten, M. Jean Puharré, dessen heilmagnetische Kraft sich seit mehreren Jahren durch ebenso zahlreiche wie sichere Kuren gefestigt hat, der sich darum verdient gemacht hat.

M. J. Puharré hatte vor etwa einem Jahr seinen Wunsch laut werden lassen, einmal einen menschlichen Embryo zu mumifizieren. Mehrere geglückte Versuche ließen es ihn jetzt wagen, auch einmal einen schwierigeren zu unternehmen. Er eröffnete uns seine Absicht und bat uns um Rat. Wir redeten ihm tüchtig zu, diesen Versuch zu machen. Wir versicherten ihm, daß er mit seiner wohlbekannten magnetischen Kraft und den Mumienbildungen, die er bereits vollbracht hatte, die besten Aussichten hätte,

auch mit einem Versuch, der wohl als einer der überzeugendsten zu betrachten wäre, Glück zu haben. Hierdurch ermutigt, versuchte es M. Puharré, sobald es ihm möglich war, eine menschliche Leibesfrucht zu bekommen. Mlle. Gillot, die Direktorin einer Entbindungsanstalt in Paris, versprach, ihm in Anbetracht seiner geplanten Arbeiten einen Embryo zu übergeben, sobald sich die Gelegenheit dazu bieten würde.
Erster Versuch:

Zuerst übergab man M. Puharré einen Embryo, der erst einige Wochen alt war. Er maß kaum 5 Zentimeter und wog nur etwa 30 gr. M. Puharré magnetisierte ihn, und es gelang ihm, ihn in einer verhältnismäßig kurzen Zeit vollkommen zu mumifizieren. Er ist tatsächlich auf die Größe eines Maikäfers zurückgegangen. Er ist bis zur äußersten Grenze des Austrocknens verdorrt und hat niemals den geringsten Geruch gezeigt.
Zweiter Versuch:

Dieser erste Versuch war eine Ermutigung. M. Puharré wollte nun nicht auf halbem Wege stehen bleiben und hoffte, nun auch einer größeren Schwierigkeit Herr werden zu können. Er beabsichtigte also, sich einen schon mehr entwickelten Embryo vorzunehmen. Wir ermutigten ihn ebenfalls; denn durch den ersten Beweis waren wir vom Erfolge überzeugt.

Eines Tages bot sich die Gelegenheit, einen entscheidenden Versuch zu machen. Mlle. Gillot konnte über einen Embryo weiblichen Geschlechts im Alter von 4½ Monaten verfügen. Das Experiment war schwierig. Ein Embryo dieses Alters ist schon eine beträchtliche Masse. Seine Organe sind mit Flüssigkeit angefüllt, was das Ausdörren noch ungewisser, aber auf alle Fälle langwierig und schwierig macht. Durfte man denn hoffen, was selbst der Natur Schwierigkeiten bereiten mußte? — Sollte man um die Operation in ihrem Verlaufe zu vereinfachen, die Organe aus dem Körper herausnehmen? — Wir redeten tüchtig zu, diese schwierigste Arbeit zu versuchen. Der Erfolg, der wahrscheinlich trotzdem eintreten würde, würde nur noch bemerkenswerter sein. — Und so wurde es dann auch gemacht. Man faßte den Beschluß, den Embryo so zu magnetisieren, wie er dem Operateur übergeben wurde, also mit seinen inneren Organen.

M. Puharré ging genau so vor wie bei seinem ersten Versuch, oder vielmehr, da er den Arbeiten größten Wert beilegte, tat er sich mit einem seiner Kollegen, M. Camin, zusammen. Alle beide sind aus unserer „Ecole pratique de Magnetisme" hervorgegangen. Da beide bereits Proben geliefert hatten, konnten sie sich an solche Aufgaben heranwagen.

Wir geben den Verlauf der Arbeit wieder, wie er uns am Ende des Versuches von den Operateuren berichtet wurde.

„Der Kopf und die Gliedmaßen (des Embryos) waren von normaler Farbe, während der Unterleib bereits schwärzlich war. Trotzdem begannen wir mit dem Versuch.

Die ersten drei Tage vergingen beunruhigend. Wir mußten uns schon fragen, ob wir nicht mit unserem Unternehmen scheitern würden. Tatsächlich schwitzte der Embryo unter unserer Behandlung eine Flüssigkeit von einem ganz charakteristischen Geruch aus, die uns einen Augenblick den Beginn der Verwesung befürchten ließ. Aber wir wollten unseren Versuch auf die Spitze treiben und verloren den Mut nicht, sondern wir magnetisierten den Embryo täglich 2—3 Stunden lang. M. Puharré kam selbst in der Nacht nochmals, einmal von 24 Uhr bis 0 Uhr 30 und ein anderes Mal von 24 Uhr bis 1 Uhr 05.

Kurz und gut, nach 44 Stunden und 40 Minuten Magnetisierens sind dann unsere Bemühungen von Erfolg gekrönt worden.

Während dieses langen Versuches machten wir folgende Bemerkungen: Niemals hat unsere Strahlung auf ein lebendiges Wesen eine so intensive Wirkung ausgeübt wie auf diesen Embryo. Wir denken, daß das an der Vibration der Gärstoffe und anderer krankheitserregender Stoffe, die in den Eingeweiden enthalten sind, liegt. Darauf hat unsere magnetische Strahlung keimtötend gewirkt. Wir fühlten, wie ein brennender leiser Luftzug aus unserer Handfläche und aus den Fingern entwich. An gewissen Tagen war am Ende der Sitzung die Innenseite unserer Hand ganz feucht, während hingegen der Gegenstand, den wir feucht hergenommen hatten, vollkommen trocken war.

Solange der Embryo den äußeren Anblick eines weichen Körpers bewahrte, magnetisierten wir ihn auf einer kleinen hölzernen Tragbahre. Aber solange wir es konnten, legten wir ihn zwischen den Sitzungen auf ein Lager von magnetisierter Watte in eine dickbauchige Flasche, um ihn vor jeder Oxydation zu bewahren. So befand er sich zwischen den Sitzungen in der besten Lage.

Nachdem wir nun das Objekt 25 Stunden magnetisiert hatten, zeigten wir es Mlle. Gillot, die sich natürlich lebhaft dafür interessierte. Schon jetzt zeigte der Embryo Merkmale der Mumienbildung. So war z. B. die Oberhaut ohne irgendwelchen Verwesungsgeruch vollkommen eingetrocknet. Außerdem erschienen alle Bestandteile der Glieder, des Kopfes und des Rumpfes ganz klar unter der pergamentartigen Haut. Eine Besonderheit zeigte der Kopf. Als nämlich der Embryo überreicht wurde, waren sein Gesicht und der Schädel mit Flaumhaar bedeckt. Augenblicklich, das heißt nach eingetretener und beendeter Mumienbildung, ist dieses ganz feine Haarsystem auf der pergamentartigen Haut erhalten geblieben.

Trotz dieser Ergebnisse entschieden wir uns dafür, das Experiment noch fortzusetzen, denn noch fühlte sich der Hinterkopf weich an. Außerdem wog der Embryo, als er uns übergeben wurde, 365 Gramm. Am 11. Tage des Versuchs wog er nur noch 75 Gramm. Dieser Gewichtsunterschied ist normal, wenn wir bedenken, daß das im Körper enthaltene Wasser, Blut und die Feuchtigkeit vier Fünftel seines Gesamtgewichts ausmachen. Diese 75 Gramm stellen also augenscheinlich das eine Fünftel des Grundgewichts dar. Da wir über eine auf Zentigramm genaue Waage verfügten, wogen wir den Körper täglich, bis wir ein konstantes Gewicht erreichen würden (vgl. hierzu die Gewichtstabelle weiter hinten). Momentan stellen wir seit 3 Tagen ein konstantes Gewicht von 53,3 Gramm fest. Wir glauben deshalb, die Mumienbildung als an ihrem Ende angelangt betrachten zu können. Außerdem merken wir an der Beständigkeit des Gewichts, daß unsere magnetische Kraft nichts mehr ausrichtet.

Wenn man die Photographien betrachtet — besonders die erstere, welche am ersten Tage aufgenommen wurde, und die letzte, welche aufgenommen wurde, als man bei dem beständigen Gewicht angekommen war — so ist man über die beträchtliche Verminderung des Embryos in den 3 Dimensionen, vor allem aber in der Länge und in der Breite, erstaunt.

Bei Beginn des Versuchs maß er 28 Zentimeter Länge und 26 Zentimeter in der Breite (mit ausgebreiteten Armen). Nach vollkommener Mumienbildung mißt er nur noch 19,5 Zentimeter in der Länge und 15 Zentimeter in der Breite. An sich ist schon das Gewicht von nur 53,5 Gramm, welches doch eigentlich 73 Gramm betragen sollte, eigenartig. Aber diese Längenabnahme von beinahe 50 % muß unsere Aufmerksamkeit noch mehr fesseln. Tatsache ist, daß bei dieser Abnahme von beinahe 50 % keine Formveränderung des Objektes eingetreten ist. Im Gegenteil, alle Proportionen sind wohl gewahrt blieben. Der Embryo ist eine wirkliche Verkleinerung im Vergleich zu dem, was er am ersten Tage des Versuchs war, geworden.

Wir sind glücklich, einen Versuch, der unter so schlechten Voraussetzungen unternommen wurde, so gut zu Ende geführt zu haben. Die Doktorin der Klinik, die vor dem Versuche sehr skeptisch war, hat uns am 11. Tage ganz aufrichtig erklärt, daß sie einem solchen Ergebnis gegenüber ganz erschüttert sei. Dieses Ergebnis hat sie jetzt dazu angereizt zu prüfen, inwiefern der menschliche Magnetismus in der Frauenheilkunde nutzbar zu machen ist.

Aber vor allen Dingen müssen wir Mlle. Gillot für das Vertrauen und Interesse danken, das sie unserem Versuch entgegengebracht hat. Man kann wohl sagen, daß dank ihrer unsere „Ecole pratique de Magnétisme" die Möglichkeit gehabt hat, in einem sehr kleinen Maßstabe eine der Mumien herauszubringen, wie sie im alten Ägypten geschaffen wurden.

Issy-le-Moulineaux, den 3. Juli 1934.

(Unterschriften): Mlle. Gillot, M. Louis Camin, M. Jean Pubarré."

Der Vollständigkeit halber fügen wir eine Tabelle bei, auf der die Gewichte, außer in der ersten Woche, in der man sie überhaupt nicht notierte, aufgeschrieben sind. Dadurch wird man dem Austrocknungsprozeß besser folgen können.

6. Juni 1934 (zu Beginn des Versuchs)	365,0	Gramm
13. „ „	75,0	„
14. „ „	71,5	„
15. „ „	70,4	„
16. „ „	68,0	„
17. „ „	67,5	„
18. „ „	67,0	„
19. „ „	63,2	„
20. „ „	61,1	„

21. Juni 1934	. . . .	59,2 Gramm
22. " "	. . . .	59,1 "
23. " "	. . . .	57,6 "
24. " "	. . . .	57,0 "
25. " "	. . . .	56,7 "
26. " "	. . . .	55,6 "
27. " "	. . . .	55,4 "
28. " "	. . . .	55,2 "
29. " "	. . . .	55,1 "
1. Juli "	. . . .	54,5 "
2. " "	. . . .	54,0 "
3. " "	. . . .	53,5 "
4. " "	. . . .	53,5 "

Wir sehen, daß das Gewicht zwischen 365 Graum (6. Juni = 11. Versuchstag) und 53,5 Gramm (4. Juli = letzter Tag) des Versuchs geschwankt hat. Der Embryo ist also nach 29 Tagen magnetisieren auf nahezu ein Siebentel seines ursprünglichen Gewichts reduziert worden.

Während wir diesen Artikel schreiben, haben wir den Embryo vor uns liegen. Wir haben ihn soeben gewogen und stellten ein Gewicht von 52 Gramm fest. Er hat sich also nicht merklich verändert. Seine Austrocknung kann als vollständig bezeichnet werden. Sein Aussehen ist ganz und gar das einer Mumie. Er ist hart und von dunkelbrauner Farbe. Ein Geruch ist an ihm nicht wahrzunehuen. Wir können also annehmen, daß seine Mumifizierung vollkommen ist, und daß er sich, wie die Hand, die von Dr. Gaston Durville so erfolgreich mumifiziert wurde, ohne besondere Sorgfalt an der frischen Luft halten wird.

Was die Dauer des Magnetisierens anbetrifft, so hat man jeden Tag 2—3 Stunden in 4—5 Sitzungen von etwa je ½ Stunde Dauer, im ganzen 44 Stunden und 40 Minuten angewandt.

Die genauere Tabelle zeigt vom 6. Juni bis 2. Juli, daß M. Puharré vom 26. Juni an glaubte, das Ergebnis erreicht zu haben. Von diesem Tage an opferte er täglich dem Magnetisieren nur 20 Minuten. Er meinte, daß diese Zeit genügte. Außerdem hegte er keine Bedenken, sie am 29. Juni ganz ausfallen zu lassen.

M. Puharré hat mit diesem Experiment da eine Art Wunder vollbracht, das man bisher wegen der vorhandenen Schwierigkeiten des Versuchs, niemals erwartet hätte. Wir sind so glücklich gewesen, ihn trotz der schwierigen Bedingungen ermutigt zu haben, einen schon sehr entwickelten Embryo einschließlich seiner inneren Organe zu mumifizieren, welcher doch einer besonders schnellen Verwe'ung unterliegen mußte.

Die Hand, die von Dr. Gaston Durville mumifiziert wurde, ist in das „Musée de l'Eudianum" gekommen. M. Jean Puharré hat dieselbe Geste wiederholt, und der mumifizierte Embryo befindet sich jetzt ebenfalls unter dessen Sammlungen, die erlauben, ihr Wissen über einen besonders interessanten Punkt der Lehre vom Magnetismus zu vervollkommnen.

Bericht über den Fall Therese Neumann.

Seit über zehn Jahren kämpfe ich für die Aufklärung der Stigmatisation der Therese Neumann in Konnersreuth. Viermal war ich in Konnersreuth, wochenlang habe ich mich dort aufgehalten, bis sich die Eltern der Stigmatisierten auf Grund einer angeblichen Vision des Mädchens meinen Besuch verbaten. Infolge dieser Ablehnung sind auch heute meine Wahrnehmungen in diesem Einzelfall keineswegs abgeschlossen. Aber ich konnte durch persönliche Beobachtungen an zwei weiteren Stigmatisationsfällen in Deutschland und durch Studium der Berichte über die zur Zeit bestehende Stigmatisation des Padre Pio in Italien meine Erfahrungen so weit ergänzen und vervollständigen, daß sich bindende Schlußfolgerungen über das Wesen dieser vielumstrittenen Erscheinungen ziehen lassen. Meine Mitteilungen sollen vor allem dazu anregen, daß doch endlich medizinische Untersuchung unerbittlich gefordert wird. Lediglich das Unterlassen dieser Forderung, zu der längst gesetzliche Handhaben bestehen, hat zu den derzeitigen unhaltbaren Verhältnissen und zu den irreführenden Berichten geführt.

Nach meinen Ergebnissen sind die Wundmale an Händen und Füßen und auf der Brust echte Hautveränderungen, sie sind nicht künstlich erzeugt. Da sie zuerst auf der Brust und dann auf Hand- und Fußrücken erschienen, also zunächst die Handinnenflächen nicht betroffen waren, läßt sich der Entstehungsvorgang folgendermaßen erklären: Die

Kranke — um eine solche handelt es sich bestimmt — hat ein Objekt ihrer Umgebung mit solcher Hingabe und seelischer Bindung betrachtet, daß sie gewisse Äußerlichkeiten dieses Objektes — des Gekreuzigten — auf ihre eigene Körperoberfläche übertrug. Dies geschah völlig unbewußt und unbeabsichtigt. Entsprechend der verschiedenen Hautbeschaffenheit an Hohlhand und an Handrücken, traten an letzteren die Erscheinungen zuerst, an ersteren erst ein Jahr später auf. Also durch eine geistige Vorstellung, durch einen psychischen Vorgang, durch eine Idee trat „psychogen" und „ideoplastisch" auf der Haut der Zustand des Vorbildes auf Grund des Nachahmungstriebes ein.

Unter der Bezeichnung „Echopathie" und in den als „Mimikry" bekannten Vorgängen kennen wir solche Zustände bei Mensch und Tier. Auch ist bekannt, daß durch suggestive Behandlung Wundmale auf der Haut des Menschen erzeugt werden können. Dennoch halte ich es auf Grund persönlicher Beobachtung für völlig ausgeschlossen, die in Konnersreuth bestehenden Stigmata auch nur entfernt mit solchen Suggestionswirkungen zu vergleichen. Die Veränderungen sind heute keine Wunden, sie bestehen ferner seit zehn Jahren ununterbrochen. Das ist wissenschaftliches Neuland! Es mußte also eine uns bisher unbekannte Ursache gesucht werden. Diese ist — wie auch schon von anderer Seite angenommen wurde — eine völlige Veränderung des Stoffwechsels der Kranken, die zu der Behauptung völliger „Nahrungslosigkeit" geführt hat. Selbstverständlich gibt es keine absolute Nahrungslosigkeit, aber es kann sich um eine Veränderung der Ernährung und des Stoffwechsels handeln, die uns noch unbekannt ist. Das scheint hier vorzuliegen, das lassen die bisherigen Untersuchungen trotz ihrer Mangelhaftigkeit nahezu bestimmt annehmen. Wieder ist es die fehlende Untersuchung, wieder ist es die fehlende nachdrückliche Forderung einer solchen Untersuchung, die in geradezu beschämender Weise zehn Jahre lang uns vor ein wirklich entwürdigendes Rätselraten stellt. Ganz gleichgültig, was die Untersuchung zutage fördert, das Gemeinwohl hat ein Recht auf Klarstellung. An Täuschungen und Irreführungen ist längst genug verbrochen worden.

Ich darf vielleicht das Ergebnis meiner Überlegungen bei aller Vorsicht wiedergeben. Beobachtungen an Menschen lieferten bisher keine Anhaltspunkte. Aber die Tierwelt scheint uns desto reichere Aufklärung zu bringen. Es ist allgemein bekannt, daß die Bildung des Geweihs des Rehbocks, also eines Hautgebildes wie die Stigmata, ausschließlich von der inneren Drüsentätigkeit des Tieres abhängt. Die Entfernung der Drüse hat das Ausbleiben der Geweihbildung zur Folge. Die Veränderung der Tätigkeit der inneren Drüsen ist bei unserer Stigmatisierten erwiesen (Amenorrhoe). Die veränderte Ernährung zeigt uns den hohen Grad dieser Umstellung. Sie ist als die bisher unbekannte Voraussetzung anzusehen, die es erst ermöglichte, ideoplastische Hautgebilde am Menschen zu schaffen.

Wir kommen heute nicht mehr darüber hinweg, in dem Höcker des Dromedars, in dem Elefantenrüssel oder in den Veränderungen der Hautfarben der Amphibien ideoplastische, von dem Gehirn der Tiere geleitete, durch Anregungen von außen gewünschte Hilfsmittel zu erkennen. Dieses Verhältnis von äußerer Anregung zu psychischer Wunscheinstellung und zur Erzeugung von Hautgebilden liegt bei der Stigmatisierten in ganz gleicher Aufeinanderfolge vor. Wenn die Eidechse sich Flughäute schuf und zum Vogel wurde, wenn dieser Vogel in der Arktis, als nur mehr Fische im Wasser Nahrung boten, die Flügel in Flossen umgestaltete — wir kommen um die Annahme eines ideoplastischen Prinzips heute nicht mehr herum. Die Pflanzenwelt stellt uns in noch eindeutigerer Weise vor das gleiche Prinzip.

Konnersreuth nun mit Therese Neumann und der Ort B. mit Marie G. bietet uns seit einem Jahrzehnt an einzigartigen menschlichen Zuständen den Schlüssel zu weittragenden naturwissenschaftlichen Entdeckungen und Erkenntnissen. Suchen wir doch — solange ein gutes Geschick uns diese „Wunder" (im Sinne Goethes) zur Verfügung stellt — endlich die natürliche Aufklärung zu finden. Mit aller Vornehmheit und Sachlichkeit läßt sich das durchführen, ohne Feindseligkeit und ohne Gehässigkeit.

Dr. med. Ed. Aigner, Freiburg.
(„Hamburger Tageblatt" vom 30. 3. 39.)

Okkulte Bildfolgen in „illustrierten Zeitschriften".

Teil II.

Seite 40/42 des ersten diesjährigen Heftes hatte ich mich auf einen Bildbericht zum indischen sog. Seiltrick bezogen, der in der „Berliner Illustrirten Zeitung" Nr. 24 Jhg. 1938 erschienen war, als: „Magie auf 300 Meter Film".

Ich will den Bericht im Teile 2 nur noch auf zwei weitere Bildfolgen beziehen: a) unter „Das gibt es nur in Indien" (ebenfalls „Berliner Illustrierte Zeitung" Nr. 41 Jhg. 1938) und b) unter „Physik auf dem Rummelplatz" in der „Koralle" Nr. 44 Jhg. 1938.

a) betrifft „ein bis heute ungelöstes Fakir-Kunststück: Das Mango-Wunder", wie es überschriftlich heißt.

Es sind 4 Bilder wiedergegeben, deren Unterschriften besagen: In einen kleinen Erdhaufen wird ein Mangokern gesteckt. Der Fakir breitet eine Decke darüber und beginnt, in schrillen Tönen auf seiner Schlangenflöte zu spielen. Langsam hebt sich die Decke . . . immer höher und breiter wächst sie, bis der Fakir mit heftigen, kurzen Worten seine aus Lumpen gefertigte Zauberpuppe auf den Deckenhaufen niederlegt. Starr stiert er vor sich hin und bläst immer weiter . . . Plötzlich reißt er mit einem Ruck die Decke weg; ein Mangobäumchen ist inzwischen gewachsen! Der Helfer muß aber schnell zugreifen, weil es noch locker im Erdreich sitzt. Wieder schrillt die Pfeife, und langsam entfalten sich nun auch die letzten Blätter, Wurzeln haben sich gebildet . . . nur fünf Minuten hat der ganze Zauber gedauert!

Diese Bildfolge selbst besagt allgemein nichts, am wenigsten für den kritischen Metapsychiker. Die Pflanze hat nicht die allerentfernteste Ähnlichkeit mit einem Mangobäumchen; es handelt sich vielmehr um ein „Blattgewächs", dessen Aspidistren-ähnliche Blätter ähnlich wie diese in einem Quirl aus der gemeinsamen Basis wachsen. Das 1. Bild beginnt sogleich mit einer Aufmachung, bei welcher die Decke offensichtlich über einem darunter befindlichen Objekt gebauscht ist. Das 2. Bild ist nicht genau von derselben Stelle aufgenommen; es zeigt zwar eine weitere Aufbauschung der „Decke", zugleich aber auch Änderungen in den verschiedenen Zutaten, welche sich außer der „Decke" vorfinden. Beim 3. Bilde tritt ein Gehilfe in die Erscheinung, das Objektiv umfaßt nunmehr die Gestalt des aufgerichteten, die „Decke" hinwegziehenden „Fakirs" und einen ganzen Schopf von mindestens 20 voll ausgebildeten Blättern, die sich aus einem rundlich abgegrenzten Erdkegel erheben. Die Blätter sind normal aufgerichtet. Wie sie derart die offensichtlich nicht leichte „Decke" (eine Art sog. Reisedecke?) tragen konnten, bleibt durchaus schleierhaft. Das 4. Bild ist wiederum eine andere, eine nähere Einstellung, wodurch der Blätterbult selbstverständlich größer erscheint. Ein organisches Wachstum aber ist nicht im entferntesten bemerkbar. Daß es sich hier nicht um Bilder aus einem echten Mangophänomenvorgange handelt, ist für mich gewiß. Schon die dreimalige Umstellung der Aufnahmesituation macht das sehr wahrscheinlich. Die Unterbrechungen würden auch, von den schwer vereinbaren Zeitkosten innerhalb von „5 Minuten" abgesehen, der Bildfolge jede Beweiskraft nehmen. Es handelt sich m. E. bei dieser ganzen Bildfolge, deren Autorschaft überhaupt nicht vermerkt ist (wenn sie nicht identisch sein sollte mit „Vendla von Langenn, Mauritius" unter einem folgenden Bild), um eine rein journalistische Geldangelegenheit.

b) Eine Bebilderung von drei Seiten in der „Koralle" desselben „Deutschen Verlages" (Berlin) bringt unter den 13 Bildern im ganzen fünf als Bildfolge zum „ungelösten und unlösbaren Rätsel des ‚fliegenden Tisches'" mit folgender Beschriftung: Zu diesem Experiment gehören der Magier, drei Personen aus dem Publikum und ein kleiner Holztisch. Die Hände werden leicht übereinander auf die Tischplatte gelegt. Darauf ertönt das bekannte „Abrakadabra" (Bild links), und schon löst sich der Tisch vom Boden (Bild oben) — er scheint mit den Händen der vier Männer fest verbunden zu sein —jetzt beginnt er zu kreisen und . . . im tollen Wirbel reißt er die Männer mit sich fort! Das Lachen im Publikum ist verstummt. Die Worte des Anreißers von vorhin scheinen sich zu bestätigen: „Was wir Ihnen im ‚Mysterium' zeigen, das hat noch kein Mensch vor Ihnen gesehen! Das ist einzigartig und noch nie dagewesen . . ." Krampfhaft sind jetzt die Bewegungen der Vier auf der Bühne — eine unheimliche Gewalt treibt den Tisch immer wieder hoch, endlich neigt sich der Tisch dem Boden zu. Die Versuchspersonen haben entsetzte Gesichter, zu unerwartet und plötzlich war „es" in sie gefahren — etwas Unheimliches hat sie überwältigt und durcheinandergeschüttelt. Nach Sekunden höchster Anspannung verfliegt der Zauber. Der Tisch hat den Boden erreicht. Das Publikum atmet erlöst auf, und die Drei auf der Bühne sehen sich verdutzt im Kreise um. Tosender Beifall, den der Magier mit überlegenem Lächeln quittiert. Nur er kennt das Geheimnis seines „fliegenden Tisches". Wir können nur vermuten, daß auch bei diesem Experiment Elektrizität mit im Spiel war.

Für die Aufnahmen zeichnet Foßbag/Malina; sie zeigen den geschilderten Vorgang. Eine Stellungnahme ist ohne eigene Feststellungen auf Grund dieser aus journalistischen Gesichtspunkten formulierten Darstellung nicht möglich. Wenn der Verfasser des Textes auf die physiologischen Wirkungen des elektrischen Stromes hinweist, es im übrigen aber den Lesern freistellt, „sich den Kopf darüber zu zerbrechen", wie die Vorgänge zu erklären sind, so ist für keinen kritischen Beurteiler etwas damit gewonnen, am wenigsten für den Metapsychiker. Denn unter ihnen hat es bereits genug hervorragendste Physiker gegeben, welche mit den physiologischen Auswirkungen des elektrischen Stromes selbstverständlich vollkommen vertraut waren und doch von hier aus eine Erklärung für die Tischerhebungen nicht fanden. Es konnte sich also nur um eine trickweise Nachahmung des „echten" Tischerhebungsphänomens handeln, deren Verfahren bzw. konstruktive Unterlagen aus dem Gesagten oder der Illustration nicht hervorgehen.

Das, was hier nur aufzuzeigen war, ist die Unbekümmertheit, mit welcher nach dem „indischen Seiltrick" so auch das „indische Mangophänomen" und das Phänomen der Tischerhebungen als „echte" Erscheinungen einfach substituiert und abbildlich dargestellt werden, mindestens in den beiden ersten Fällen unter Zuhilfenahme von Mitteln, welche kaum anders denn als Täuschung bezeichnet werden können.

Und das ist es, wogegen ich Verwahrung einlege. Derartige populäre Texte und Bildfolgen müssen das Laienpublikum verwirren. Das eine Mal sagen ihm von schulmedizinischer und anderen Seiten lanzierte Trickhellseher, daß alles Aberglaube, Täuschung und Betrug sei, was von „okkulten" Erscheinungen behauptet werde. Das andere Mal bringen weitest verbreitete Wochenzeitschriften ganze Bildfolgen aus Filmaufnahmen solcher Vorgänge, wie sie wenigstens behaupten.

Die metapsychische Forschung lehnt diese Methode völlig ab!

Ein Spukhaus in England.

Im Jahre 1912 war ich bei einer englischen Familie C.-J. auf ihrem in Sussex gelegenen Landsitz zu Besuch.

Während dieses Aufenthaltes erzählte mir die Dame des Hauses folgendes Erlebnis.

Das Ehepaar hatte früher mit ihren, damals noch kleinen, Kindern an einem anderen Ort in England gewohnt, dessen Name mir leider entfallen ist. Hier pflegte sich die Mutter, wenn die Kinder abends zu Bett gebracht waren, im Nebenzimmer aufzuhalten. Dies hatte zwar keine Verbindungstür zum Kinderzimmer, sie vermochte aber trotzdem etwaige Geräusche von dort zu vernehmen.

Nun hörte sie häufig zu später Stunde jemanden husten und als sich dies Abend für Abend wiederholte, befürchtete sie, daß es die Kinderfrau sei, die bei den Kindern schlief, und daß sie diese womöglich anstecken könnte. Am nächsten Tage stellte sie also die Betreffende zur Rede, zu ihrem Erstaunen leugnete diese aber ganz entschieden, überhaupt an Husten zu leiden.

Da andere Hausbewohner den Umständen nach nicht in Frage kommen konnten, stand Frau C.-J. vor einem Rätsel, und sie beschloß, der Sache auf den Grund zu gehen. Als sie also am folgenden Abend wieder jemanden husten hörte, ging sie schnell auf den Gang, um von dort in das Kinderzimmer zu gelangen. Wer aber beschreibt ihr Entsetzen, als sie jetzt mit aller Deutlichkeit hörte, wie ein unsichtbares Etwas unter Hüsteln den Korridor entlang ging, die Treppe hinabstieg und scheinbar im Kellergeschoß verschwand.

Das hustende Gespenst wurde allmählich allen Hausbewohnern bekannt, freilich ohne daß jemand es je zu Gesicht bekommen hätte. Man gewöhnte sich daran und verlor das anfängliche Grauen.

Nun traf es sich, daß Frau C.-J. eines Tages einer Dame begegnete, die vor ihr das gleiche Grundstück bewohnt hatte. Die Rede kam natürlich auf dieses, und es lag nichts näher, als daß sie diese fragte, ob sie vielleicht auch das seltsame, nächtliche Hüsteln gehört hätte. Zu ihrem Erstaunen antwortete ihre Bekannte: „Ach, Sie meinen die alte Frau, die immer bei Nacht durchs Haus geht?!" und sie war sehr überrascht, daß die jetzige Bewohnerin ihres früheren Domizils zwar jemanden husten hörte, aber nichts sah, denn sie sowohl wie ihre damaligen Hausgenossen hatten immer zu nächtlicher Stunde eine alte Frau über Gang und Treppe gehen sehen, die man nebenbei auch husten hörte.

Es handelt sich hier also um einen Fall von ortsgebundenem Spuk, der sich anscheinend durch eine längere Reihe von Jahren erhalten hat; genauere Angaben über die Dauer kann ich leider nicht geben.

Es wäre interessant, zu untersuchen — vielleicht an der Hand ähnlicher Fälle —, ob der Umstand, daß die Erscheinung anfänglich akustisch und optisch, in späteren Jahren aber nur noch akustisch wahrgenommen wurde, als eine Art von „Verblassen" des Phänomens aufzufassen ist. Rittmeister a. D. J. v. Bülow, Hamburg.

Ein Hund bei einer okkulten Begebenheit.

Auf meinem Pult im Lehrerzimmer eines Gymnasiums hatte ich eine Schrift über Okkultismus liegen lassen. Da kam ein Studienrat an mich heran und sagte: „Ich sah da eine Schrift liegen; wenn Sie sich dafür interessieren, kann ich Ihnen folgendes erzählen; von anderen würde man ausgelacht. Er war Theologe.

Meine Frau, mein Kind und ich saßen nachmittags am Kaffeetisch; der sonst sehr aufgeregte Hund lag darunter. Auf einmal hörten wir schlürfende Schritte im Zimmer und tiefes Seufzen. Wir sahen uns gegenseitig fragend an. Der Hund unter dem Tisch saß ganz verängstigt mit gesträubtem Haar da. Nach kurzer Zeit geschah dasselbe noch einmal. Ich ging in die Küche, um nach dem Dienstmädchen zu sehen; das saß an seinem Tische, trank Kaffee, konnte also der Urheber des Geräusches nicht sein. Es war uns gewiß, daß in unserer Familie etwas geschehen sein müsse.

Um fünf Uhr erhielten wir ein Telegramm aus meiner Heimat, das den Tod meiner Mutter anzeigte. Nachträglich stellte sich heraus, daß der Tod der Mutter um die Zeit eintrat, in der wir am Kaffeetisch saßen.

In der Novelle von Kleist „Die Bettlerin von Lokarno" spielt ein Hund auch eine ähnliche Rolle, nur daß er in große Wut gerät — so erinnere ich mich gelesen zu haben.

P. Tietsch, Berlin-Schöneberg.

Musik als Heilmittel.

Die Frage, ob Musik als Erlebnis und in der praktischen Ausübung auf Körper, Seele und Geist heilsam zu wirken vermöge, hat schon die alten Griechen beschäftigt. Sie lehrten, daß die Musik, wie sie krankhafte Zustände des Bewußtseins, Rauschzustände, erzeugen könnte, auch imstande wäre, solche Störungen zu beseitigen, und heilten dieser Ansicht zufolge Gleiches mit Gleichem, d. h. Rausch durch Musik.

Im Gymnasium des Herodikos, eines Lehrers des Hippokrates, wurde nach technischen Regeln Gesang getrieben, um die Muskeln des Brustkorbes und die Lungen zu festigen. In den Werken des Hippokrates finden sich viele Stellen, welche Übungen der Stimme als besonderes Kapitel allgemeiner Körperübungen und Gesangstechnik als Teil der gesamten Gesundheitslehre erscheinen lassen. Von den Pythagoräern wurde die Musik sogar zur Heilung körperlicher Leiden verwandt.

In England wurde im vorigen Jahrhundert ein eigenes Orchester zu Heilzwecken eingerichtet. Ebenso ließ Napoleon mit Musik heilkundliche Versuche machen. Das gleiche geschah in Deutschland während des Weltkrieges.

Diese geschichtlichen Andeutungen mögen genügen.

Wo ist der Mensch, den nicht irgendeinmal Musik bewegt, eine Melodie tief ergriffen hätte! Wir nennen solches Ergriffensein Gemütsbewegung. Aber Gemütsbewegungen, besonders die von Musik bewirkten, sind nicht bloß seelischer, sondern sehr deutlich auch leiblicher Natur. Es gibt keinen Musiktheoretiker und -ästhetiker, keinen Philosophen und Physiologen, der ihre körperliche Seite nicht hervorgehoben hätte.

Der Arzt der Romantik, Karl Gustav Carus, äußert sich: „Es ist falsch, zu sagen, die Trauer wirke einen langsamen Herzschlag, ein Bleichen der Haut usw., sondern es muß heißen: Die Trauer ist teilweise das alles selbst."

Uns allen bekannt ist die sekretorische Wirkung der Musik auf die Tränendrüsen und die motorische auf die Muskeln, welche das Schluchzen erzeugen. Man hat denn umgekehrt auch versucht, das Wesen der Musik aus physiologischen Vorgängen unseres Organismus abzuleiten.

Das eine ist absolut bewiesen: Durch die Musik wird das Ich aus seiner Gleichgewichtslage gebracht. **Dies ist der springende Punkt** für die theoretische Entscheidung der Frage, ob Musik vermögend sei, krankhafte Zustände auch rein körperlicher Natur zu beeinflussen. Die Frage **ist entschieden mit „Ja"** zu beantworten.

Mit der Theorie stimmt die Praxis überein. Am auffälligsten ist der günstige Einfluß der Musik auf das körperliche Befinden beim Gesang. Gesundheitlich richtige Atmung stimmt in der Hauptsache mit der gesangtechnisch richtigen überein, besonders hinsichtlich des sehr langsamen und ungezwungenen Ausatmens. Merkwürdig ist, daß auf das Singen nicht bloß Kopf, Hals und Brust, sondern auch der Bau des übrigen

Körpers, vom Schädel angefangen bis zur Fußwölbung, von Einfluß ist, daß nicht bloß Kehlkopf und Nasenrachenraum, sondern der ganze Körper des singenden Menschen das Klanginstrument bedeutet.

Umgekehrt ist aber auch richtiges Singen auf den Körper von günstigem Einfluß. Von Hippokrates ist bekannt, daß er neben gesangtechnischer auch medizinischer Studien halber und aus gesundheitlichen Gründen jeden Morgen bei Sonnenaufgang mit lauter Stimme sang.

Vor allem befördern die verschiedenen und wechselnden Schwankungen der Körperspannungen nicht bloß beim Singen, sondern auch beim Spielen von Instrumenten die Blutzirkulation. Das fortwährende Einschalten und Ausschalten von Willensregungen und unbewußten Nervenströmen (man denke an Geige und Gitarre usw.), die ständige Wiederherstellung des Gleichgewichts, die Einordnung und Zusammenordnung durcheinanderwirbelnder Kräfte müssen sowohl bei seelischen wie auch körperlichen Erkrankungen eine günstige Umstimmung hervorbringen.

Was ohne Zweifel vom ausübenden Musiker gilt, hat bis zu einem gewissen Grade auch vom bloßen Hörer Geltung. Selbst auf den musikalisch völlig Unbegabten wirkt Musik belebend. Melodie und Rhythmus bringen Leib und Seele zum Mitschwingen und erheben den Geist gern aus den Niederungen des Alltags in höhere Sphären. Es tritt ein Wille zur Gestaltung ein, ein Wunsch nach körperlicher und seelisch-geistiger Umformung.

Daß seelische Gebrechen durch edle Musik gelindert, Trübungen des Gemüts verscheucht, Erregungen gedämpft und damit auch körperliche Krankheitszustände gebessert werden, ist eine uralte Erfahrungstatsache.

Musik gehört wie Wärme und Licht und ätherische Düfte zu den lebenfördernden Reizen, gehört in den Schatz der biologischen Heilkunst. Dr. med. F. Dr.

„Völkischer Beobachter" (Berlin) vom 21. 1. 1939.

Seher sind keine pathologischen Naturen. Die Erforschung des „Zweiten Gesichtes"

Ist das sogenannte Zweite Gesicht Schwindel oder Tatsache? Lange Zeit ist von ernsthaften Forschern beides behauptet worden. Heute haben wir Klarheit. Daß es sich um richtige visionäre Erlebnisse handelt, zeigte im Rahmen der Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften, Medizin und Technik und der Gesellschaft für deutsche Volkskunde der Erforscher dieses Gebietes Dr. Karl Schmeing in Berlin, der mit Unterstützung der Notgemeinschaft sehr ergiebige Expeditionen in dies rätselhafte Stück Vaterland unternommen hat.

Wenn auch das Kerngebiet der Erscheinung Hannover und Westfalen ist, so findet sich das zweite Gesicht darüber hinaus im ganzen niederdeutschen Sprachgebiet von Köln bis Königsberg in Preußen, und weiterhin in Schottland, Holland, Flandern, der Bretagne, Skandinavien, Finnland und im Baltikum. Es handelt sich also um eine ausgesprochen nordgermanische Erscheinung (Wagners Senta und Elsa!). Die Erforschung trifft indes auf zwei Schwierigkeiten. Zuerst auf die Scheu, darüber zu reden, verstärkt durch den ohnedies „schmalen Sparbüchsenmund" der Niedersachsen. Man trifft auf eine „Verschwörung des Schweigens". Zweitens ist das „second sight" im Rückgang begriffen, und es sind nur noch Trümmer vorhanden. Immerhin ist es Schmeing gelungen, noch über fünfzig solcher alten Seher zu sprechen und zum Teil zu untersuchen. Alle diese — Leute bis zu 90 Jahren — waren sogenannte Eidetiker: sie hatten die Gabe, „wahrnehmenderweise" vorzustellen, das heißt ihre Vorstellungen unterschieden sich in nichts von wirklich Gesehenem. Manche von uns werden sich erinnern, als Kinder das auch gekonnt zu haben. Später verschwindet die Fähigkeit.

Es sind ganz bestimmte Dinge, die solche „Vorschauer" voraussehen: Tod, Krankheit, Brand, Eisenbahnbauten, Kanalbauten und Krieg („Schlacht am Birkenbaum"). Ein Brautzug wird grausiger empfunden als ein Leichenzug. Zur Abwendung des Unheils wird die Krankheit gern in ein Stück Holz oder gar in einen Schinken „versetzt", Brände dagegen in Bäume oder Steine („Solange dieser Baum steht, soll der Brand nicht ausbrechen"). Niemand wagt, solche Bäume zu fällen. Und die Hünengräber verdanken diesem Glauben ihre jahrtausendelange Erhaltung, ohne dem Wegebau zum Opfer zu fallen. Entgegen den Schilderungen der Dichterin Annette v. Droste-Hülshoff aber handelt es sich bei den „Sehern" um keine Sonderlinge oder pathologische Naturen, sondern um vollkommen gesunde und lebenskluge Leute, darunter solche, die nie krank waren. Gerade diese erleben die eindrucksvollsten Gesichte vom Kassandra-Typus. („Hier passiert ein Unglück" in einem andern Falle stundenlange Vorschau der Todesanzeige des

im Kriege gefallenen Bruders.) Auch der Volksglaube, daß ein junges Mädchen um 12 Uhr nachts den künftigen Bräutigam sehen könne, wenn sie im Schlafzimmer Waschtisch, Handtuch, Seife und Licht bereitstelle, gehört mit manchem andern Brauchtum hierher.

Es ist erfreulich, daß Vertreter der Psychologie wie der Volkskunde mit viel Liebe zum deutschen Menschen und in schöner Gemeinsamkeit heute endlich auf einem Gebiet zusammenarbeiten, das in einer verflossenen Zeit von den Forschern ängstlich gemieden und daher vom Aberglauben ausgebeutet wurde. Paul Feldkeller.

(„Neues Wiener Tagblatt", 15. 2. 39.)

(Eingesandt von Dr.-Ing. Eugen Wüster, Wieselburg, Ostmark.)

Einzigartige Gedächtnisleistungen / Ereignisse der frühesten Kindheit / Untersuchungen eines Londoner Psychologen.

Wenn Erwachsene Erinnerungen an irgendein Ereignis oder einen Unfall aus sehr früher Kindheit berichten, begegnet man ihnen selbst in der eigenen Familie oft mit Mißtrauen, weil man die Erinnerung entweder für Einbildung hält oder für eine Erinnerung an den Bericht über das betreffende Ereignis, den das Kind vielleicht erst mit drei oder vier Jahren von anderen gehört hat.

Es läßt sich aber dennoch nicht bezweifeln, daß manche Menschen für Ereignisse aus ihrer allerersten Kindheit ein sehr gutes Gedächtnis besitzen. Um über diese Frage mehr Klarheit zu gewinnen, stellte der Londoner Psychologe J. A. Hadfield Versuche an, und zwar besonders an solchen Personen, die in ihrer frühesten Kindheit schon Schweres erlebt und daher oft auch noch in späteren Jahren an diese Ereignisse zurückgedacht haben, so daß sie also dem Gedächtnis nicht entschwanden.

Unter den beobachteten Fällen ist besonders ein Fall zu nennen, der eine ganz einzigartige Gedächtnisleistung darstellt. Ein Arzt erinnerte sich an einen Brand, der in seinem Elternhaus ausgebrochen war, als er acht Monate alt war. Das Feuer zerstörte damals das ganze Haus. Da kein Bild des Hauses vorhanden war, fehlte jede Unterlage zu einer bildlichen Erinnerung. Trotzdem erzählte der Junge, als er sieben Jahre alt war, seinen Eltern genau, wie das Haus ausgesehen habe, erinnerte sich an das runde Treppenhaus, an die farbigen Glasfenster an den Treppenabsätzen und das Leuchten der Flammen durch die Glasfüllungen, wie überhaupt an so viele Einzelheiten während des Brandes, daß man ihm unbedingt glauben mußte.

In einem anderen Falle erzählte eine Frau in der Hypnose eine Erinnerung an ihre ersten Lebenstage, in denen sie mit der oberen Körperhälfte nach unten gehalten, geschlagen und stark geschüttelt worden sei. Ihr Bericht deckte sich angeblich genau mit der Beschreibung der Mittel, die man anwendete, um Kinder, die ohne zu atmen zur Welt kommen, zu beleben und zu regelmäßiger Atmung zu bringen. Als die Forscher sie fragten, ob sie wisse, wie man Kleinkinder in solchem Falle behandle, hatte sie keine Ahnung und war sehr überrascht, als man ihr sagte, ihr Gedächtnis müsse diese Vorgänge aus ihren ersten Lebensstunden getreu bewahrt haben, denn sie habe einfach die künstliche Wiederbelebung eines Neugeborenen beschrieben.

Natürlich handelt es sich in diesen Fällen um sehr seltene Ausnahmen, aber sie zeigen, daß Kleinkinder, wenn sie auch die Bedeutung ihrer Erfahrungen nicht verstehen können, sie doch fühlen und manche Vorgänge auch im kleinsten Kind eine heftige seelische Erregung auslösen.

Auch die anatomischen Untersuchungen haben erwiesen, daß das Erregungsnervenzentrum im Gehirn des einjährigen Kindes bereits in Tätigkeit ist; die Fähigkeit unterscheidend zu denken, dürfte dagegen dem kleinen Kind noch völlig fehlen. Sobald das Kind sprechen und die Gefühle in Worten ausdrücken kann, funktioniert auch das Gedächtnis schon besser und behält die Eindrücke dann in mehr oder weniger genauen Schilderungen.

(„H.-N. am Mittag", Hamburg, vom 14. 2. 1939.)

(Eingesandt von A. W. Lübbers, Hamburg.)

Todesahnungen Goethes.

Heinrich Voß, der mit Goethe und Schiller auf sehr vertrautem Fuße stand, schrieb am 12. August 1806 an Christian Niemeyer u. a. folgendes:

Am Morgen des Neujahrstages 1805, dem letzten dieses Festtages, den Schiller erlebte, hatte Goethe diesem ein Gratulationsbillett geschrieben. Als er es aber nochmals durchlas, fand er, daß ihm darin der Ausdruck, „der letzte Neujahrstag" statt der „erneute" oder „wiedergekehrte" unterlaufen war. Voll Schrecken zerreißt er es und beginnt ein

neues. Als er an die ominöse Stelle kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom „letzten" Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! Denselben Tag besuchte er die Frau von Stein, erzählte ihr, was ihm begegnet sei und äußerte, es ahne ihm, daß entweder er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde. Auf Schiller traf diese Ahnung zu, er starb am 9. Mai 1805. Goethe starb erst am 22. März 1832. „Völkischer Beobachter" (Berlin) Beilage vom 19. 2. 1939.

Generalmajor a. D. J. Peter †.

Am 21. Februar 1939 starb kurz vor Vollendung seines 87. Lebensjahres der Nestor des kritischen Spiritismus in Deutschland, Generalmajor a. D. J. Peter, der seinerzeit zu dem engsten Freundes- und Mitarbeiterkreis Dr. von Schrenck-Notzings gehörte, obwohl er in der Deutung der parapsychologischen Phänomene nicht immer der gleichen Ansicht war. Trotzdem Dr. v. Schrenck-Notzing mehr dem Animismus zuneigte, störte das die enge Zusammenarbeit mit dem alten General jedoch nicht, da dieser als strenger Gegner des Offenbarungs- und Vulgärspiritismus ebensosehr strengste Kontrollbedingungen und Identitätsbeweise forderte, wie jeder andere ernst zu nehmende Forscher auf unserem Gebiet, so daß ein betrügerisches Medium einmal äußerte, der alte General sei kaum zu betrügen, durchaus im Gegensatz zu manchem Vertreter der offiziellen Wissenschaft, bei dem es offenbar mehr Glück hatte. General Peter fühlte sich als Schüler und in gewissem Sinne Erbe des deutschen philosophischen Spiritisten Carl du Prel, dessen Geburtstag sich am 3. April zum 100. mal jährte. Lange Jahre hindurch übte er eine segensreiche Vortragstätigkeit in der von du Prel gegründeten „Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie" in München aus, deren Ehrenmitglied und eine Zeitlang zweiter Vorsitzender er war. Er referierte hier außer über eigene Forschungen vor allem auch über die wichtigsten ausländischen Veröffentlichungen auf parapsychologischem Gebiet, wobei ihm seine als Kommandeur des Kriegsgefangenenlagers Ingolstadt während des Weltkrieges erworbenen Sprachkenntnisse besonders gut zustatten kamen. Die deutschen und österreichischen parapsychologischen und spiritistischen Fachzeitschriften brachten laufend zahlreiche wertvolle Referate und Überblicke aus seiner Feder. (Z. mp. F., Zeitschrift für Parapsychologie, Das neue Licht, Zeitschrift für Seelenleben.) Vor allem die Veröffentlichungen des bekannten italienischen Spiritisten Ernesto Bozzano fanden seinen Beifall und wurden mit Vorliebe von ihm dem deutschen Leserpublikum zugänglich gemacht.

General Peter wurde am 1. September 1852 etwa 5 Uhr vormittags in Augsburg geboren, wo er 1871 in das 4. Feld-Artillerie-Rgt. eintrat, 1889 wurde er Hauptmann und Batteriechef im 2. Feld-Art.-Rgt., 1894/97 war er zur preußischen Artillerieprüfungskommission kommandiert, im Herbst 1900 wurde er Oberstleutnant im 7. Feld-Art.-Rgt., 1901 Kommandeur des 9. Feld-Art.-Rgt., März 1903 Oberst. 1904 nahm er seinen Abschied, um dann 1915/18 die Leitung des Kriegsgefangenenlagers Ingolstadt zu übernehmen, wobei er 1916 zum Generalmajor charakterisiert wurde. Schon während seiner Militärzeit wurde er von befreundeter Seite auf den Spiritismus aufmerksam gemacht, wobei ihm auch diesbezügliche Literatur zuging. Er befaßte sich damals jedoch nicht weiter damit, da er den Eindruck hatte, daß er sich nur nach gründlichem Studium ein Urteil über diese Dinge erlauben könne, was ihn von seinen militärischen Pflichten zu sehr abhalten könnte. Nachdem er seinen Abschied genommen hatte, fiel ihm wie von ungefähr das fast vergessene Bündel okkulter Schriften wieder in die Hände, was er als einen Wink betrachtete, sich nunmehr ernstlich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Trotzdem der General in den letzten Jahren an einem nicht operationsreifen Star litt, der ihm langsam fortschreitend das Augenlicht raubte, verlor er doch nichts von seiner geistigen Frische. Bis zuletzt ließ er sich die wichtigsten Neuheiten aus parapsychologischen Veröffentlichungen des In- und Auslandes vorlesen. Daneben interessierte er sich ganz besonders für astronomische Probleme, über die er sich ebenfalls wissenschaftliche Werke (Jean Jeans usw.) vorlesen ließ. Besonders fesselte ihn hierbei die Frage nach Bewohnbarkeit der fernen Himmelswelten. Wenige Tage vor seinem in Verbindung mit einer Grippeerkrankung erfolgten Tode — dem er ruhig und zuversichtlich entgegensah — fragte er eine befreundete Beamtenwitwe, die ihm Gesellschaft leistete, wie „das letzte Wort" heiße. Sie verstand nicht, was er meinte, da dachte er eine Weile nach, sagte „ascensio" und bat sie, das Wort in einem Lexikon nachzuschlagen. Als sie dort als Verdeutschung „Himmelfahrt" fand, meinte er beglückt, ja, das sei das letzte Wort. Seine treue Lebensgefährtin und manche alte Freunde waren ihm vorangegangen, so war er voller Hoffnung, sie in jenem Reich

wiederzufinden, dessen Erforschung er so viele Jahre seines Lebens gewidmet hatte.

Unter den wichtigsten in Broschürenform (meist in Verlag O. Mutze, Leipzig) erschienenen Abhandlungen General Peters sind zu nennen: „Materialisationsphänomene in Lissabon", „Der Spiritismus und seine Phänomene", „Spiritistische Phänomene durch Tisch und Planchette", „Die wissenschaftliche Untersuchung der Eusapianischen Phänomene an der Universität zu Neapel". In den Büchern Dr. v. Schrenck-Notzings „Materialiationsphänomene" und „Die Phänomene des Mediums Rudi Schneider" sind zahlreiche Beobachtungen und Stellungnahmen General Peters abgedruckt. Im Johannes Baum Verlag, Pfullingen, erschien von ihm „Psychometrie, ihr We en und ihre Erscheinung", „Die Photographie des Unsichtbaren", „Spuk, Geister und Gespenstererscheinungen", „Phantome Lebender", „Das Phänomen der eingebrannten Hand", „Erscheinungen Toter", „Die Stunde nach dem Tode vom Standpunkt der okkulten Forschung", „Geschichte des neueren Spiritismus", „Atlantis, die versunkene Welt". Dr. Gerda Walther, München.

Prof. Dr. h. c. Carl Blacher, Riga †.

„Prof. Dr. Carl Blacher war als parapsychologischer Forscher ein tapferer, unerschrockener Mann, der das schiefe Urteil der Nichtwisser nicht scheute und deshalb als mutiger Vorkämpfer einer werdenden Wissenschaft von noch unbekannten Seelenmächten im Ehrenbuch der forschenden Menschheit weiterleben wird. Univ.-Prof. Dr. Blacher war aber zugleich ein seelenvoller Charakter, der sich von Unverstand verfolgter echter Medien mitleidsvoll annahm und ihre Sache zu der seinen machte." So schrieb Herr Prof. D. Walter (Graz) unter dem 24. Februar an mich zum Tode Blachers, der am 15. Februar 1939 an einer Herztrombose in Riga verschied.

Noch im 6. Heft Jhg. 1938 der Z. mp. F. (S. 191) habe auch ich dem nunmehr Verstorbenen für den „selbstlosen Mut" gedankt, mit dem sich seine Forschung gerade zu den schwierigsten und daher am meisten angefochtenen metapsychischen Gebieten bekennt". Dieses selbstlose Bekenntnis zu einem von ihm als wahrhaftig erfahrenen Wissensgebiet ohne Seitenblick auf Lohn und Anerkennung ist das beste Zeugnis für den Menschen ebensowohl wie für den Wissenschaftler Blacher!

Karl Blacher wurde 1867 als Sohn des aus Reval stammenden Dr. med. C. Blacher in Bobruisk (Rußland) geboren, besuchte das klassische Gouvernements-Gymnasium in Reval (Estland) und kam dann an das Polytechnikum in Riga (Lettland), wo er 1894 seine Studien als Ingenieur-Chemiker beendete. Um sich für einen Lehrstuhl vorzubereiten, ging er ins Ausland, studierte auch in Österreich (Wien) und Rußland an verschiedenen Schulen und in Hochschullaboratorien, arbeitete in vielen technischen Großbetrieben und kehrte nach zwei Jahren nach Riga zurück, wo er an der dortigen Hochschule mit Vorlesungen über Chemische Technologie begann. Im Jahre 1899 wurde er daselbst Professor. Während des Krieges mit der Hochschule nach Moskau evakuiert, wurde er 1920 zusammen mit der Familie gegen Kommunisten ausgetauscht und im April desselben Jahres zum ordentlichen Professor der Chemischen Technologie an der lettländischen Hochschule in Riga gewählt. 1924 ernannte ihn die mittlerweile in eine Universität verwandelte Hochschule anläßlich ihres fünfjährigen Bestandes zum Doktor honoris causa.

Prof. Blacher hat zahlreiche Abhandlungen aus dem Gebiete der reinen Chemie, der Brennstoffchemie, der Torfverarbeitung, der Untersuchungen in der Wärmetechnik, wie auch der Hochschulpädagogik geschrieben. Bücher und Broschüren im Gebiet der Technik und Parapsychologie sind ca. 120 erschienen. In der Hochschule in Riga war er 43 Jahre tätig.

Das mir vorliegende Verzeichnis der Veröffentlichungen Blachers auf metapsychischem Gebiete umfaßt 49 Nummern. Die erste Schrift, welche im Baum-Verlag (Pfullingen) 1924 erschien, betitelte er: „Das Okkulte von der Naturwissenschaft aus betrachtet" (62 S.). Ihr habe ich die obigen biographischen Daten entnommen, in ihrem Vorwort gibt Blacher auch an, wie er zum „Okkultismus" von seinen exakt naturwissenschaftlichen Arbeiten aus gelangte: „Als ich im Jahre 1920 aus dem sinkenden Rußland an den Ort meiner früheren Arbeit, die Rigaer Hochschule, jetzt Universität Lettlands, zurückkehrte, war der nach Osten evakuierte äußerst wertvolle Lehrmittelfond, einschließlich Bibliothek, Laboratorium etc. noch so wenig ergänzt, daß an ein wissenschaftliches Arbeiten kaum zu denken war. Durch einen Arzt wurde meine Aufmerksamkeit zufällig auf das Gebiet des Okkultismus gelenkt, mit welchem ich kurz vor dem Kriege — gleichfalls zufällig — bekannt geworden war."

Vom letzten Herbst bis Weihnachten hatte Blacher, wie mir seine Gattin schrieb, noch sehr intensiv — außer in der Hochschule — auch an einer größeren technischen Abhandlung gearbeitet, die demnächst erscheint; die Korrekturen hat er noch auf seinem Krankenbette durchgesehen. Dazu hatte er bereits weitere Beiträge für die Z. mp. F. vorbereitet: Blachers Leben ist von opferreichster Arbeit erfüllt gewesen!

Wir Metapsychiker verloren in ihm einen unserer ausgezeichnetsten Kameraden, die Leserschaft der Z. mp. F. einen ihrer hervorragendsten Autoren. Unser Dank an Blacher reicht über den Tod hinaus, seine Arbeitsweise bleibt vorbildlich. Christoph Schröder.

Prof. William McDougall †.

Etwas verspätet erreicht uns über Holland („Tijdschrift voor Parapsychologie", März 1939) die traurige Nachricht von dem Ableben des bahnbrechenden Vorkämpfers für die wissenschaftliche Anerkennung der Parapsychologie in USA. Als Psychologe von Weltruf — bekannt sind vor allem sein Grundriß der allgemeinen Psychologie (im Auszug ins Deutsche übersetzt von Dr. Hans Prinzhorn), der Sozialpsychologie und der Psychologie des Abnormen — beschäftigte sich Prof. McDougall schon seit seiner Jugend mit den okkulten Phänomenen. Zwar konnte ihm das spiritistische Getriebe in USA. zunächst nur wenig imponieren, doch lernte er als Student in Cambridge (England) in den Forschungen der SPR. auch den wissenschaftlichen Okkultismus kennen, mit dem er sich bis zu seinem im Alter von 66 Jahren allzu früh am 28. November 1938 erfolgten Tod beschäftigte. 1920 war er Präsident der englischen SPR., 1921 als Professor an der Harvard Universität, der amerikanischen SPR. Als deren Niveau seiner Meinung nach unter das wissenschaftlich vertretbare Maß gesunken war, gründete er gemeinsam mit Dr. W. F. Prince, Elwood Worcester u. a. m. die Bostoner SPR. Er beteiligte sich an den telepathischen Experimenten von Prof. Gilbert Murray und überprüfte die Aufsehen erregenden telepathischen Experimente von Mrs. Upton Sinclair (Vgl. Sinclairs berühmtes Buch „Mental Radio"), wobei er zu einem durchaus positiven Ergebnis kam. Als Mitglied der Kommission der Harvard Universität zur Untersuchung der Phänomene des Mediums „Margery" kam er dagegen zu einem völlig negativen Resultat. Es ist vor allem seinem Einfluß zu danken, daß die Parapsychologie in die Vorlesungen und Laboratorien der amerikanischen Universitäten Eingang fand und dort die „E. S. P." (= extrasensory perception, außersinnliche Wahrnehmung in Gestalt von Telepathie und Hellsehen) heute ziemlich allgemein als Tatsache anerkannt wird. Schon 1927 bildete die Parapsychologie einen Teil seiner psychologischen Vorlesungen. Als ihm die Verwaltung eines Stipendiums zur Untersuchung parapsychologischer Phänomene, das lange brach gelegen war, übertragen wurde, verwendete er es dazu, um gemeinsam mit Prof. Gardner Murphy und Prof. Estabrooks telepathische Experimente anzustellen. Als Ordinarius für Psychologie an der Duke University (in Durham, North Carolina) und Leiter des dortigen psychologischen Laboratoriums ermöglichte er es dem kühnen jungen Forscher Dr. J. B. Rhine, sich dort zu habilitieren und mit Studenten und Dozenten der Universität seine 8 Jahre lang durchgeführten, in die tausende gehenden Serienversuche zur Bestätigung und Erforschung der außersinnlichen Wahrnehmung durchzuführen. (Vgl. J. B. Rhine, „Neuland der Seele", deutsch von Prof. Hans Driesch, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1938). Wenn auch nicht unmittelbar als Versuchsleiter, so hat Prof. McDougall doch als Anreger und Berater diese grundlegenden Versuche aufs Wesentlichste mit beeinflußt. Trotz seiner großen Arbeitsüberlastung erklärte er sich auch bereit, als Mitherausgeber und Mitarbeiter neben Dr. Rhine u. a. m. im Jahe 1936 eine neue, streng wissenschaftliche amerikanische Fachzeitschrift für Parapsychologie. „The Journal of Parapsychology" (Duke University) zu begründen. So hat dank seiner energischen Bemühungen die Parapsychologie endlich unwiderruflich Eingang gefunden in die offizielle Wissenschaft Amerikas. Hieran kann auch sein Tod, so schmerzlich er für die gesamte Forschung wie vor allem für seine engeren Mitarbeiter auch sein muß, nichts ändern.

Dr. Gerda Walther, München.

Buchbesprechungen.

Poortmann, Johannes, J., Drei Vorträge über Philosophie und Parapsychologie. 77 S. A. W. Sijthoff's Verlag, Leiden, Hollallnd, 1938.

Die drei Vorträge behandeln: 1. Das Suprasubjekt und die Kantisch-Kopernikanische Wendung, 2. Die Parapsychologie als neue Wissenschaft in ihrem Verhältnis zur Philo-

sophie und Weltanschauung, 3. Über einige mehr oder weniger okkulte Motive in der Weltliteratur.

Die ideenreichen, sehr beachtlichen Ausführungen des Verfassers müssen im einzelnen nachgelesen werden, um sie vollauf würdigen zu können. Es sei daher die Lektüre der Arbeit dem ernsten Arbeiter auf metapsychischem Gebiete dringend angeraten.

Um hier wenigstens einen Anhalt zum Inhalte zu geben, sei wiederholt, was Poortman zum Schlusse des 2. Vortrages sagt:

Zum Schluß unserer Abhandlung wollen wir unsere Betrachtungen zusammenfassen, indem wir sie in kurzem anwenden auf ein ganz bestimmtes parapsychologisches Problem, nämlich das der Unsterblichkeit der Seele, oder, richtiger und weniger anspruchsvoll ausgedrückt, des individuellen Fortbestehens nach dem Tode. Diese Frage besitzt jedenfalls das volle Interesse der Parapsychologie. Dabei halten einige Parapsychologen das Fortbestehen bereits für erwiesen, andere noch nicht. In Übereinstimmung mit dieser Phase der Parapsychologie zaudert die Philosophie noch sehr, sich über das Fortbestehen zu äußern. Die „Weltanschauungen" hatten von altersher vieles über diese Frage zu sagen: in den Weltbildern aller Völker spielt das Überleben des Todes eine große Rolle; von kirchlicher Seite redet man über „Hölle, Fegefeuer und Himmel"; die Theosophen verkünden, indem sie in die Fußstapfen des indischen Denkens treten, Lehren von Wiederverkörperung und Schicksal; die Spiritisten sprechen vom Sommerland, von verschiedenen Entwicklungssphären, usw.

Die Abneigung so mancher Menschen gegen die Parapsychologie und verwandte Gebiete richtet sich oft insbesondere gegen diesen Punkt. Dem Fortbestehen in der Zeit wird von philosophischer Seite oft die Unsterblichkeit als Verewigung gegenübergestellt. Für denjenigen, der im ewigen Jetzt die richtige Haltung allen äußeren Fragen gegenüber einnimmt, verliert das Problem des Todes — als zeitlicher Prozeß — seine Beklemmung, ja sogar alle Wichtigkeit. Einer solchen Erwägung entspringt gewiß die Stellung des Hegelianismus der Parapsychologie und dem Okkultismus gegenüber, wie wir zum Teil schon gesehen haben. Spinoza denkt in derselben Richtung. Aus verwandten Gründen weigert sich der jetzt umherziehende Hindu-Lehrer Krishnamurti, von dem man in Holland öfters hört, immer auf Fragen einzugehen, die man ihm in bezug auf Wiederverkörperung oder auf die Fortdauer der menschlichen Persönlichkeit in der Zeit zu stellen pflegt.

Wiederum ist zuzugeben, daß dies den tieferen Standpunkt bedeutet, denn mit einer Flucht vor dem seelischen Kampf dieses Lebens in das Jenseits ist dem Menschen nicht gedient.

Darum kann es sehr wohl sein, daß es der Parapsychologie einmal gelingen wird, recht vieles über das Leben im Jenseits, über das Fortbestehen der Seele nach dem Tode, zu ermitteln. Und wenn auch nicht die höchste, eine gewisse Bedeutung hat das ohne Zweifel.

Auch in anderer Hinsicht gibt es für die Parapsychologie vieles zu erforschen. Dabei kann sie schon jetzt auf namhafte Ergebnisse hinweisen, die auch für verschiedene Teile der Philosophie von Wichtigkeit sind.

Eine neue Wissenschaft, eine neue Aufgabe!

Leonhard, Dozent K., Die Gesetze des normalen Träumens. 124. S. Georg Thieme-Verlag, Leipzig, 1939.

Ich habe mich in der Z. mp. F. bereits mehrfach gegen die Beanspruchungen der Freudschen Psychoanalyse ausgesprochen und begrüße, was der Verfasser gleich in seinem Vorwort sagt:

Die Traumliteratur der letzten Jahrzehnte enthält, wenn man von den Arbeiten Kraepelins und Hoches absieht, fast nur das, was uns die Psychoanalyse mit ihrer großenteils so phantastischen Traumsymbolik beschert hat. Hier allerdings ist es eine gewaltige Fülle von Arbeiten, die sich gegenseitig geradezu den Rang ablaufen im Suchen nach Symbolen, deren Bedeutung immer in der gleichen Weise eine sexuelle sein soll, mag es für einen objektiven Beobachter noch so unverständlich sein. Wir in Deutschland wissen heute, daß es vor allem die uns fremde Rassenseele war, die für dieses einseitige Beziehen zum Sexuellen hin verantwortlich war. Auch dann, wenn man die überragende Bedeutung des Erotischen für den Menschen anerkennt, wird man nicht verstehen, wie der Traum in all seinen Gestaltungen immer und immer wieder nur sexuell sein soll, mag er nach außen hin noch so unverdächtig sein. Nach vielleicht anfänglichem Nervenkitzel wird sich daher jeder, der objektiv denkt und gesund empfindet, von diesen Deutungen abwenden.

Die Traumbeobachtung verliert dadurch höchstens einen sehr oberflächlichen Reiz; dem Sinn des Träumens nachzugehen, wird immer fesselnd bleiben. Nicht anders aber, glaube ich, wird man den Sinn erkennen, als durch Aufdeckung der Gesetze, die den Traum ganz unabhängig von seinen Inhalten und Affekten beherrschen. Ich finde es besonders reizvoll, sich nach jedem Traum Rechenschaft darüber zu geben, wieso nun gerade diese Traumgestaltung zustande kam, nach welchen Gesetzen, in welcher Abhängigkeit von den Erlebnissen des Wachens. Wenn in diesem Sinne meine Darlegung der Traumgesetze über die Fachwelt hinaus bei all denen Interesse fände, die gerne eigenen und fremden Träumen nachgehen, würde ich es sehr begrüßen. —

Die sehr instruktiven Ausführungen des Buches sind nicht zuletzt auch für den Metapsychiker von Wert, wie sich auch darin zeigt, daß der Schlußteil, die Traumtheorie, in einer Stellungnahme zum Problem der Vorschau endet. Hier sagt der Verfasser u. a.:

Wenn man all die Gesetze der Entstehung und Gestaltung eines Traumes kennengelernt hat, dann bleibt für Traumdeutung, die dem anscheinend Bedeutungslosen doch eine Bedeutung zuerkennen will, nicht viel Raum. Der Sinn des Traumes ist dann darin gegeben, daß auch er sich völlig gesetzmäßig aufbaut und bis zu einem gewissen Grad das Spiegelbild einer verschiedenen Ruhebedürftigkeit des Nervensystems darstellt, inhaltlich wird er dadurch nicht sinnvoller. Wenn man weiß, warum Traumgedanke und Traumbild so häufig auseinanderfallen müssen, dann wird man sich nicht bemühen, das Bild als Symbol für irgendwelche geheimnisvollen — in der Psychoanalyse meist sexuellen — Sinnzusammenhänge zu deuten. Kann man nicht mehr nach einem Sinn der Trauminhalte suchen, dann verliert man damit auch den wesentlichsten Stützpunkt für den Glauben oder Aberglauben des Volkes, daß Träume häufig in die Zukunft schauen könnten. Manches, was dafür angeführt wird, erklärt sich durch die Traumgesetze in ganz anderer Art.

Nach den Traumgesetzen ist nur wieder verständlich, daß manches, was im Wachen erst ganz lose auf ein zukünftiges Geschehen hinweist, im Traum bereits konkrete Gestalt annimmt. Man schließt im Wachen immer von der Gegenwart auf die Zukunft teils mit Sicherheit oder auch großer Wahrscheinlichkeit, teils nur mit unbestimmter Möglichkeit. Manchmal auch werden die Fäden, die von einem Ereignis der Gegenwart auf ein zukünftiges hinweisen, so locker sein, daß das wache Bewußtsein den Schluß auf das Zukünftige gar nicht vollzieht. Gerade dann aber ist für den Traum die richtige Situation gegeben, um nun seinerseits dieses Zukünftige im Bild hervortreten zu lassen, denn gerade das wird ja nach dem Gesetz der assoziativen Anregung Traumbild, was im Wachen nur ganz lose angeregt wurde. Ist der Schluß auf die Zukunft unrichtig, wie es meist der Fall sein wird, wenn die Gegenwart nur so entfernt auf das zukünftige Ereignis hinweist, dann wird der Traum nicht beachtet, wie so vieles Unerklärliche, was er tagtäglich bietet. War der Hinweis auf die Zukunft, den der Traum in konkrete Form gegossen hat, aber doch einmal richtig, dann natürlich wird der Traum nach dem Eintritt des Ereignisses sofort in die Erinnerung zurückkehren und den Eindruck erwecken, als hätte er die Zukunft mehr vorausgeahnt als das wache Denken. So mögen sich die Vorausahnungen des Traumes erklären, die nicht einfach, wie es wohl allermeist der Fall ist, durch eine Fälschung schon des Tatbestandes, vor allem Fälschung der zeitlichen Folge der einzelnen Ereignisse zustandekommen. Aus einem mystischen Bedürfnis heraus neigt der Mensch ja nur allzu sehr dazu, unbewußt derartige Fälschungen zu vollziehen. Ob der Schlaf über diese Möglichkeiten hinaus etwa noch irgendwie eine verfeinerte Fähigkeit der Verarbeitung dessen, was auf die Zukunft hinweist, kennt, so wie er etwa die Zeit anscheinend irgendwie genauer einzuschätzen vermag als der Wachzustand, das will ich gern offen lassen. Es gibt ja so vieles innerhalb und außerhalb des Menschen, was sich mit den Gesetzen der Naturwissenschaften noch nicht fassen läßt, es wäre töricht, alles abzulehnen, was sich ihnen bisher nicht zu fügen scheint. Irgend etwas aber, was in diese Richtung weisen würde, habe ich weder selbst erlebt, noch von jemand glaubhaft erzählt bekommen. Die vielen Erzählungen aus Volksmund beweisen selbstverständlich dem wenig, der weiß, wie suggestibel der Mensch gerade in diesem Punkt ist, wie leicht er Selbsttäuschung unterliegt. —

Der Verfasser sagt selbst, daß er Vorschauungen „weder selbst erlebt, noch von jemand glaubhaft erzählt bekommen" hat. Das ist ein ehrliches Eingeständnis, womit er dem Vorwurf mangelnder Literaturkenntnis vorbeugen möchte. Denn die Möglichkeit der Vorschau ist sogar experimentell erhärtet, wie in der Z. mp. F. bereits in den früheren Jahrgängen mehrfach berichtet und noch im vorliegenden Heft wieder dargestellt worden ist.

Daraus ergeben sich für den Verfasser Gesichtspunkte, welche sich m. E. sehr wohl organisch in seine Ausführungen einfügen lassen.

Beck, Maximilian, Psychologie, Wesen und Wirklichkeit der Seele. 271 S. A. W. Sijthoff's Verlag, Leiden, Holland, 1938.

Die Entnahme der Kapitelstichworte aus dem Inhaltsverzeichnis mag in den Inhalt des Buches, soweit hier möglich, einführen: 1. Teil („Ich und Geist"): I) Heterogenität von Seele und Bewußtsein, II) Das Wesen der Seele, III) Das seelische Subjekt; 2. Teil („Die seelische Wirklichkeit): IV) Die seelischen Qualitäten, V) Das Leben (der Entwicklungsdrang) der Seele, VI) Problem der Gegenstandsgegebenheit, VII) Das Gefühl, VIII) Die Realität oder Lust („Freude") der Seele, IX) Die Akzentuierung der seelischen Realität in der normalen Freude, X) Irrealität des Leids, XI) Irrealität seelischer Krankheiten, Unsterblichkeit des irrealen Ichwesens. Und zu diesem 11. Kapitel noch die Unterteilung: 1) Absolute Intaktheit des Geistes bei sogenannten „Geistesstörungen", 2) Der Krampf der Seele, 3) die Unsterblichkeit („ideelle Existenz") des irrealen Ichwesens, 4) Persönliche Unsterblichkeit als außerpsychologisches — ethisches — Problem.

Aus diesem letzten Kapitel des Buches seien einige Stellen wiedergegeben, welche Probleme betreffen, denen gerade die theoretische Metapsychik ihre besondere Aufmerksamkeit schenkt:

Alle auf Verletzungen der Sinnesorgane, des Nervensystems und Gehirns beruhenden sogenannten „Geistesstörungen" legen den Gedanken an einen anderen Vergleich sehr nahe, den Gedanken an senilen Schwachsinn. Auch da entdeckt der gute Beobachter, daß der Geist selbst intakt ist, daß er sich aber nur nicht adäquat im Seelischen manifestieren und äußern kann. Auch er ist nicht zerstört und geschwächt, sondern nur gehemmt. Das stärkste Senilitätssymptom, die Gedächtnisschwäche, kann mit einem Schlage in frischeste und treueste Erinnerungsstärke umschlagen — allen Theorien, die Gedächtnisschwäche gehirnorganisch bedingt sein lassen zum Hohn! Analog also scheinen auch alle in organischen Verletzungen gründenden „Geistesstörungen" nur Betäubungen, Hemmungen zu sein, Mangel zur Fähigkeit motorischer Affizierung und Äußerung. Noch im stumpfsten Blödsinn macht der Mensch den Eindruck eines nur gelähmten, aber nicht zerstörten oder vernichteten Geistes.

Einen ähnlichen Eindruck macht übrigens schon jedes kaum zur Welt gekommenes Kind: Es liegt da, „wie aus dem Himmel gefallen", betäubt, zerflossenen Geistes, nicht „bei sich", sondern in aller Welt. Was als erste Geistesregungen angesprochen wird, das erscheint viel eher gewissermaßen der Beginn eines Verdummungsprozesses. Ein Sich-sammeln auf immer nähere Umwelt„ ein Sich-verengen des noch im Universum schweifenden Geistes. Des neugeborenen Kindes Blick ist weiser als der fixierende Blick der späteren Tage. Und das Kind scheint weiser, bevor es spricht und spielt als nachher. Es ist als zwänge es sich, dieses Pünktchen des Universums ernst zu nehmen, dem es kraft seines Leibes verhaftet ist. Der uralte Glaube, daß Kinder Engel seien, d. i. göttlicher Weisheit und Unendlichkeit näher als wir, scheint in solchen Beobachtungen unvoreingenommenen Blickes seine Gründe zu haben.

Und ebenso scheint die bange Scheu vor dem Irrsinn und der verbreitete Glaube an sein übermenschliches seherhaftes Wesen in der Beobachtung zu gründen, daß in und hinter aller Dummheit und Tollheit der Irrsinnsäußerungen ein intakter Geist hocke: in seiner göttlichen Intaktheit gerade durch diesen Kontrast nur um so eindringlicher offenbar werdend als es beim normalen Menschen in all seinen bedeutungslosen Klugheiten der Fall ist.

Solange das Ich seelische Akte aktualisiert, lebt es, ist es real. Es verliert diese Lebensrealität mit dem Sterben seines realen Leibes, dem es verhaftet war. Es verliert sein Leben — aber bleibt dennoch existent: Nämlich als Wesen, als Bestimmtheit, als pures Individualwesen oder Ich, als reine Potenz all seiner aktualisierten und in neuen Welten immer wieder neu aktualisierbaren Erlebnisse.

Das Ichwesen, das Individualwesen kann so wenig sterben, wie das Wesen „Dreieck" oder „Rot". Aber seine Realität, sein Leben stirbt. Das Ich besteht weiter, wiewohl es nicht mehr lebt, d. i. in keinerlei seelischen Akten sich realisiert.

Das Problem der Unsterblichkeit ist aber, sofern es rein psychologisch betrachtet wird, keineswegs erschöpft. Denn erst jenseits der Psychologie taucht es als eigentliches Problem auf, nämlich als Problem der persönlichen Unsterblichkeit. Als solches ist es Gegenstand der Ethik als der Lehre von der Realexistenz des Geistes im individualen Ich. Die sittliche Person als verichlichter Geist oder als vergeistigtes Ich ist freie Selbstschöpfung des Menschen. Vom Standpunkt der Ethik aus bedeutet die bloß ideelle Unsterblichkeit des seelischen Ich dies: daß es dem Menschen in seinem irdischen Leben

nicht gelungen ist, in sittlicher, d. i. geistiger Realexistenz sich die persönliche Unsterblichkeit, d. i. die auch mit der Abscheidung vom irdischen Leibe nicht vernichtbare Realexistenz eines vergeistigten Ich oder eines verichlichten Geistes — eben der Person — zu erwirken. —

Je eher und mehr es der theoretischen Metapsychik gelingen wird, in enge Geistesbeziehung zu der wissenschaftlichen Arbeit im übrigen auf den anliegenden und heranzuziehenden Wissensgebieten zu treten, desto größer wird die Aufnahmebereitschaft seitens dieser Wissensgebiete und mit ihnen der Wissenschaft überhaupt für das metapsychische Wissensgebiet sein. Das ist eine Notwendigkeit und Folgerichtigkeit, auf die ich seit einem Jahrzehnt immer wieder verwiesen habe.

So empfehle ich auch dieses Buch einer eingehenden Würdigung der ernsthaften metapsychischen Forschung.

Roesermüller, Wilhelm Otto, Beten und Fasten. 28 S. Spiegel-Verlag, Freiburg i. Br., 1938.

Das, was Herr Dr. med. Gustav Riedlein im Geleitwort zu dieser neuen Schrift des bestens bekannten Verfassers sagt, kennzeichnet sie so ausgezeichnet, daß ich aus ihm einige Stellen zur Empfehlung der Schrift wiedergebe:

Die vorliegende Schrift von Otto Roesermueller will ein Wegweiser zum geisteswissenschaftlichen Schrifttum sein und dem Leser Anregung zur Selbstbelehrung über die letzten Fragen des Menschenherzens geben. Entstanden ist dieses kleine Werk aus dem Drang zu helfen und sich zu verschenken, nachdem der Verfasser selbst aus dem Dunkel zum Licht gefunden und am eigenen Wesen die beglückende Wahrheit des gottgebundenen Lebens erfahren hat. Und er hat recht, wenn er bekennt, daß Beten und Fasten die einzige für den Europäer mögliche magische Methode zur Erschließung höherer Kräfte, kurzum der Schlüssel dazu sei. Wir sind in das Zeitalter des Wassermann eingetreten, das die Menschheit aus den Banden des Materialismus erlösen und die Wiedergeburt des Magischen bringen wird. Es ist nicht auszudenken, welche Beglückung den Völkern der Erde durch die einsetzende spirituelle Welle mit ihrem mächtigen Christusimpuls zuteil werden kann.

Die meisten Kranken fasten nur zum Zweck der Entschlackung des Körpers und machen sozusagen ein Fasten ohne Beteiligung der Kräfte des Gemütes. Sie bedenken dabei nicht, daß nur dann eine dauernde Genesung erreicht wird, wenn auch die Seele gereinigt und von ihren Schwächen und Lastern befreit wird.

Es besteht ein inniger Zusammenhang zwischen unserm grobstofflichen Körper und den feineren und feinsten Seelenhüllen als den Trägern des unsterblichen Gottesfunken, der von Ewigkeit von Gott ausgegangen und in Gott wieder eingehen wird. Beten und Fasten ist in der Tat der gangbarste Weg zur Überwindung des Stoffglaubens, zur körperlichen und geistigen Wiedergeburt, zur Entwickelung der schlummernden magischen Fähigkeiten der Seele, zur Überwindung der Furcht vor dem Tod und zur Gewißheit unserer Unsterblichkeit und der karmisch bedingten Wiederkehr gemäß der Gerechtigkeit des liebewaltenden Schöpfers.

Urbach, Prof. Otto, Das Reich des Aberglaubens. 76 S. Siemens-Verlags-Gesellschaft, Bad Homburg v. d. H., 1938.

Das Vorwort des Verfassers kennzeichnet die mit der Schrift verbundene Absicht am besten:

Der Aberglaube ist eine Gefahr für den einzelnen und für die Volksgemeinschaft, denn er entfremdet vom gesunden, natürlichen Denken, bricht den Angriffs- und Widerstandswillen und lähmt Mut und Kraft zu aufbauender Arbeit. Da es geschäftstüchtige Nutznießer gibt, die einen wissenschaftlich gefärbten und zeitgemäß getarnten Aberglauben geschickt verbreiten helfen, so gibt der Hang zum Aberglauben groben Unfug und volksfeindlichen Schwindlerunwesen alle erdenklichen Möglichkeiten. Rechtlich aber sind diese schlimmen Erscheinungen in den seltensten Fällen zu fassen. Die Menschen müssen geistig und seelisch wetterfest gemacht werden gegen den Aberglauben, und eben dazu sollen die Ausführungen dienen. Auf Literaturhinweise mußte verzichtet werden, weil das überaus weite und vielseitige Gebiet — selbst wenn man sich aufs äußerste beschränkte — ein mehrseitiges Literaturverzeichnis erfordern würde. —

Das führt ziemlich notgedrungen zu Stellungnahmen wie der folgenden:

Die Wissenschaft muß sich auch absonderlichen Erscheinungen gegenüber unvoreingenommen und sachlich verhalten. — Eine andere Frage ist allerdings, ob nicht z. B. die Praktiken des Spiritismus ein krasser Aberglaube sind. Es gibt Gammastrahlen, und es

gibt — wir wollen es durchaus nicht von vornherein bestreiten — vielleicht auch Geister und Dämonen. Aber wenn behauptet wird, daß in spiritistischen Sitzungen unsere Verstorbenen Tische heben und Klopfzeichen geben, weil sie lediglich diese einzige Möglichkeit haben, sich bemerkbar zu machen, wenn — womöglich gleichzeitig (!) an vielen Orten — der Geist Napoleons Ohrfeigen verabreicht, Luther Blumensträuße aus dem Jenseits bringt, Königin Luise mit Nüssen und Bohnen wirft, Goethe belanglose Binsenwahrheiten mit geschwollenen Worten verkündet und Bismarck Ratschläge für Verliebte erteilt, dann müssen wir gegen solchen groben Unfug protestieren. Wenn mit Hilfe von Geistern in irgendwelchen Bombastus-Theophrastus-Paracelsus-Laboratorien geheimnisvolle Schönheitsrezepte, Mittel gegen Krebs und mangelhaften Haarwuchs, Lungenschwindsucht und schlechte Laune ausgeklügelt werden, wenn Geister photographiert werden (wobei die Frauen gewöhnlich nach der Zeitmode, die Männer wie indische Maharadschas gekleidet sind), wenn kummerbeladenen Leidtragenden vorgegaukelt wird, man könne ihre teuren Toten herbeizaubern, und wenn außerdem den abergläubischen Leuten das Geld aus der Tasche gezogen wird, — dann ist die Zauberei nicht mehr harmlos. Der weitaus größte Teil aller angeblichen spiritistischen „Phänomene" entpuppt sich bei Überwachung durch Fachleute, d. h. in diesem Falle durch Taschenkünstler, als Taschenspielerei. — Reine Gelehrte dagegen, z. B. Philosophen oder Naturwissenschaftler, sind nicht immer imstande, die Manipulationen der Spiritisten zu durchschauen. So kam es, daß selbst Gelehrte wie Wallace, Crookes, Zöllner, Lodge sich täuschen ließen; M. Dessoir aber, der selbst ein ausgezeichneter Amateur-Taschenspieler war, konnte auf diese Weise nicht getäuscht werden. —

Die Schrift teilt also das Dilemma mit den Trickhellsehern: Wer ohnedem zum „Animismus, Spiritismus und Okkultismus" (S. 59) gegnerisch eingestellt ist, fühlt sich in seiner Auffassung gestärkt, wer metapsychische Erscheinungen an sich selbst oder in seiner Umgebung hat beobachten können, sucht vergeblich Aufklärung und wendet sich verletzt ab. M. Dessoir und der nicht genannte, ebenfalls jüdische Albert Moll sollten denn doch endlich nicht mehr als Kronzeugen für negativistische Auffassungen zitiert werden, da der Ausgangspunkt ihrer Kritik, der marxistische Materialismus, ihre geistige Einstellung von Anbeginn kennzeichnet.

Soweit die Schrift wirklich dazu beitragen kann, vor leichtfertigen „okkulten" Praktiken zu bewahren, wollen wir sie gern als Mitkämpfer begrüßen.

Zusätzliches zu: Selt, Martin, „Der 17. November 1928" (Z. mp. F. 1. Heft Jhg. 1939 Seite 30/33).

Herr Dr. med. E. Kindborg (Breslau 21), der bekannte verdienstvolle Forscher auf metapsychischem Gebiete, übt an der vorgenannten Veröffentlichung in einer Ausführung vom 17. März eine Kritik, der folgendes zu entnehmen ist: Der Bericht bezieht sich auf eine Begebenheit aus Herrn Dr. med. Kindborgs ehemaligem Experimentalzirkel, dem Herr Selt längere Zeit als Gast angehörte. Unter „Ein überwältigendes Apportphänomen" hat Herr Dr. Kindborg bereits selbst in der „Zeitschrift f. Parapsychologie" Jhg. 1930 S. 177 ff. darüber veröffentlicht. Dieser Bericht umfaßt auch einen solchen des Herrn Selt über seine Beobachtungen und Eindrücke.

Unzutreffend sei, daß er sich den beiden teilnehmenden Herren von der Presse gegenüber „solche dummen Scherze verbeten" habe. „Tatsache ist, daß ich, wie auch aus meinem Text auf Seite 182 Mitte hervorgeht, alle Anwesenden ersuchte, ruhig in der Handkette sitzen zu bleiben, bis Licht gemacht werden könnte. Durch eine derartige Entstellung des Sachverhaltes aber kann nachträglich bei Lesern der Fachliteratur der Eindruck hervorgerufen werden, als hätte ich selbst auch nur einen Augenblick an der Echtheit der Erscheinung gezweifelt. Demgegenüber vergleiche, wer will, das im Band 1931 (Aprilheft) der Zeitschrift für Parapsychologie, insbesondere auf dem Übergange Seite 171/172 bei erneuter kritischer Würdigung und Verteidigung des Phänomens von mir Gesagte. Von einer Handschriftenwiedergabe der beiden Nachfolger des Verstorbenen durch das Medium erfahre ich erstmalig durch den Aufsatz des Herrn Selt. Ich kann danach nur annehmen, daß dieses „Experiment" außerhalb meines Zirkels vorgenommen worden ist."

Eine wesentliche Inkongruenz in bezug auf die Berichte selbst liegt hiernach nicht vor.

Der Herausgeber.

Verleger und Hauptschriftleiter i. R.: Prof. Dr. rer. nat. Christoph Schröder, Berlin-Lichterfelde / Druck: PZ-Druck · Buch- und Kunstdruckerei, Paul Zimmermann, Berlin.

Bezugsbedingungen der „Zeitschrift für metapsychische Forschung" („Z. mp. F."), Heftfolge: „Die unsichtbare Wirklichkeit".

Der Jahrgang 1938 der „Z. mp. F." umfaßt 4 Hefte zu je 3 Bogen; Bezugsgebühr 7 RM (halbjährlich 3.50 RM).

Dieser Betrag kann durch Nachnahme (unter Aufschlag der Unkosten — auch derjenigen einer eventuellen die Entrichtung der Bezugsgebühr betreffenden Korrespondenz —) erhoben werden, falls er nicht bis zum 1. Februar mit 7,— RM bezw. bei vereinbarter halbjährlicher Zahlungsweise bis zum 1. Februar und 1. September mit je 3,50 RM vorliegt.

Einzelheft als Nachbezugsexemplar 1,60 RM, sonst 2,— RM.

Bezugsbestellungen gelten für den ganzen Jahrgang.

Liegt bis zum 1. Oktober d. J. keine gesondert auszusprechende Abbestellung vor, so gilt der Bezug als für einen weiteren Jahrgang verlängert.

Bezügliche **Zahlungen** werden erbeten entweder direkt an die **Geschäftsstelle der „Zeitschrift für metapsychische Forschung" (Berlin-Lichterfelde-Ost, Wilhelmplatz 7) oder** an Bankkonto Prof. Dr. Christoph Schröder, Dresdner Bank, Depositenkasse Berlin-Lichterfelde-Ost, Jungfernstieg 3, oder an Postscheckkonto Berlin Nr. 1519 38 Prof. Dr. Christoph Schröder, Herausgeber der „Zeitschrift f. metapsych. Forschung", Berlin-Lichterfelde.

Erfüllungsort und Gerichtsstand: Berlin-Lichterfelde.

Manuskriptsendungen werden erbeten an die Schriftleitung der „Zeitschrift für metapsychische Forschung" Prof. Dr. Christoph Schröder, Berlin-Lichterfelde-Ost, Wilhelmplatz 7.

Von den „Original-Beiträgen" werden bis je 6 der betreffenden Hefte, von den kleineren „Original-Mitteilungen" je 2 Hefte für den Autor zur Verfügung gestellt. Andere Wünsche (etwa Sonderdrucke betreffend) bedürfen der vorherigen Festsetzung.

Die Manuskripte sind abgeschlossen einzureichen. Auf gutes **Abbildungsmaterial** wird besonderer Wert gelegt.

Es wird um regste Mitarbeit an den Zielen der „Z. mp. F." aus ihrem weitesten Leserkreise durch Mitteilung von möglichst gut beglaubigten Erfahrungen aus dem über die eigentliche Metapsychik hinaus erweiterten Gesamtgebiete gebeten, seien diese eigene, seien es zuverlässig berichtete (etwa auch durch Einsendung von bezüglichen Zeitungsausschnitten).

Die Autoren tragen die alleinige Verantwortung für den Inhalt ihrer Beiträge. Die Auffassung der Schriftleitung deckt sich nicht ohne weiteres mit jener in diesen Beiträgen.

Die Kritik wolle **alles Persönliche vermeiden.**

Prof. Dr. Christoph Schröder.

Verleger und Hauptschriftleiter i. N.: Prof. Dr. rer. nat. Christoph Schröder, Berlin-Lichterfelde / Druck: PZ-Druck : Buch- und Kunstdruckerei, Paul Zimmermann, Berlin.